

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 21.

Gottschee, am 4. November.

Jahrgang 1911.

Allerheiligen.

Ein Jubeln und ein Preisen
Durchströmt das Himmelszelt
Und frohe, heil'ge Weisen
Erklingen durch die Welt.
Es dringt der Ruf auf Erden:
Auch ihr sollt selig werden!

Der Heil'gen große Scharen,
Die nun verkläret sind,
Einst Pilger alle waren,
Wie wir es heute sind.
Sie mahnen uns: Auf Erden
Sollt ihr einst selig werden!

Sie kämpften um den Frieden,
Nicht achtend der Gefahr,
Die sie umtost hienieden
Als gläub'ge Christenschar.
Wir streiten noch auf Erden,
Damit wir selig werden.

Dann werden wir zum Lohne
Einst die Vergeltung seh'n,
Wo an des Schöpfers Throne
Die Friedenspalmen weh'n.
D'rum harret aus auf Erden,
Wir wollen selig werden.

Allerheiligen — Allerseelen.

Zwei große Gedenktage leiten den
ernsten Monat November ein; Allerhei-
ligen und Allerseelen. Es sind zwei
ausschließlich katholische Festtage, weil
nur der katholische Glaube, nur die ka-
tholische Kirche sie geschaffen hat und
weil sie nur in der katholischen Religion
ihre richtige und tiefe Bedeutung haben.

Nur die katholische Kirche hat wirk-
liche, jeder Kritik standhaltende Heilige
und nur die katholische Kirche leitet uns
an, der Heiligen Gottes in Ehren zu ge-

denken und sie um Hilfe anzurufen.
Darum ist Allerheiligen im besonderen
Sinne ein Katholikentag, dessen der Ka-
tholik sich vor allem freuen soll.

Desgleichen kann nur die katholische
Kirche Allerseelen im richtigen Sinne
feiern als ein Fest der christlichen Barm-
herzigkeit gegenüber den Seelen der Ver-
storbenen, weil eben nur die katholische
Lehre vom Reinigungsorte die Hoff-
nung und Möglichkeit bietet, daß unser
frommes Gedenken und Gebet den Ver-
storbenen nützlich werden kann. Eine
Erinnerungsfeier für die Toten, welche
diesen gar nichts nützt, entbehrt des ei-
gentlichen Wertes und wird zu einer in-
haltlosen Zeremonie.

Allerheiligen und Allerseelen sind
zwei Festtage, die so recht im Gegensatz
zu dem modernen Unglauben stehen,
denn sie lehren ein Leben des Menschen
nach dem Tode, sie lehren ein Jenseits
mit Himmel, Fegefeuer und Hölle, sie
lehren die gerechte Belehrung des Gu-
ten und die strenge Bestrafung des ge-
ringsten Bösen.

Von all dem will aber die heutige
Welt nichts wissen. Man fürchtet weni-
ger die Existenz „eines höheren Wesens“,
wie man sich ausdrückt, als vielmehr die
Unsterblichkeit der Seele; man wünscht,
daß mit dem Tode alles aus sei. Man
kann ein Jenseits, in dem es nicht bloß
einen Himmel, sondern auch eine Hölle
gibt, nicht brauchen; der moderne Un-
glaube wünscht nur ein Jenseits von
Gut und Böse, wie es der Prophet des
modernen Freisinn, Nietzsche, lehrt.
Darum fördert der moderne Freisinn
die Bewegung für die Leichenverbren-

nung, weil er damit den Glauben an ein
Leben nach dem Tode und an eine Auf-
erstehung aus dem Grabe zu vernichten
hofft.

Als ob die Existenz der Seele, des
Jenseits, des Himmels oder der Hölle
davon abhinge, ob man daran glaubt
oder nicht! Auch die Sonne und die
Sterne wandeln ihre Bahn, ob sie der
Blinde sieht oder nicht, ob man vor ih-
nen die Augen verschließt oder nicht.
Ihren Wirkungen kann sich kein Erden-
kind entziehen, ob es ihm paßt oder
nicht. So ist es auch mit Gott und der
Unsterblichkeit der Seele. Ob wir wol-
len oder nicht, es gibt einen Gott und
ein Fortleben des Menschen nach dem
Tode; es hängt nur von dem Menschen
ab, ob dieses Fortleben ein ewig glück-
liches oder ein unglückliches und qual-
volles werde.

Diesen Gedanken und Glauben drückt
auch Allerheiligen und Allerseelen aus.

Allerheiligen ist das Fest der ewig
Glückseligen, der für ihren tugendhaften,
gottgefälligen Erdenwandel belohnten
Erdenkinder. Allerseelen ist das Ge-
dächtnis der noch in Qualen und Sehn-
sucht schmachtenden Seelen, denen noch
kleinere Erdenmängel anhaften.

Aus dem nach Erlösung rufenden
Jammern des Fegefeuers hören wir
aber wie von Ferne auch das Wehklagen
und Wutgeheul der Hölle, wo keine Hoff-
nung auf Erlösung winkt, wo die böse,
ungläubige Welt ihre Strafe findet.

So sind Allerheiligen und Allerseelen
gewaltige Prediger des katholischen
Glaubens an Gott und Ewigkeit, der
unserer gedankenlosen Welt des 20.

Jahrhunderts immer mehr schwindet. Beleben und befestigen wir vor den licht- und hoffnungstrahlenden Altären unserer katholischen Heiligen und an den Gräbern unserer frommen, gottgläubigen Vorfahren diesen Glauben, in dem allein das Erdenleben den rechten Wert und wahren Sinn erhält. Dieser unerschütterliche Glaube ist der Born der lauterer Erdenfreude und tröstenden Himmelshoffnung.

Trost.

Ergebe dich in Gottes Willen,
Ob er das Schwerste von dir heischt —
Beug dich vor ihm, ertrags im Stillen
Wie auch der Schmerz dein Herz zerfleischt.

Und ob er dich zum Bettler mache,
Da er dein liebstes Gut dir raubt,
Bedenk', kein Sperling fällt vom Dache,
Wenn er nicht will, kein Haar vom Haupt.

In rätselhaftes Dunkel hüllet
Sein ew'ger Wille sich gar oft,
Was du ersehnt, bleibt unerfüllt
Und ungescheh'n, was du gehofft.

Und doch — wenn sich die Wolken heben,
Erkennst du, wie wunderbar
Sein Lieben über deinem Leben
Strahlt wie die Sonne licht und klar!

Gute und schlechte Presse.

60 Millionen Mark wurden im Jahre 1908 in Deutschland allein für Schundschriften niedrigster Art ausgegeben. Manche dieser Schandromane haben eine Auflage von 100.000 bis 150.000 aufzuweisen. Fürwahr, erschreckende Zahlen, welche uns die furchtbare Gefahr der schlechten Presse vor Augen führen. Nicht minder erschreckend sind die Zahlen, welche die Stärke der jüdischen, freisinnigen und sozialdemokratischen Zeitungen darstellen. So zählen wir in Österreich 360 antichristliche Zeitungen und nur 90 christliche Blätter.

Die Zahl der Abnehmer der freisinnigen Presse beträgt ungefähr 1.810.000; wogegen die christlichen Blätter zusammen nur 466.000 Abonnenten aufweisen. Weiters haben wir in Österreich 63 freisinnige täglich erscheinende Zeitungen, dagegen nur 13 christliche Tagblätter, davon sind drei mehr Unterhaltungsblätter. Von den christlichen politischen Tagblättern hat nur ein einziges, die „Reichspost“, über 10.000 Abonnenten, während die jüdisch-freisinnigen Blätter wie „N. Fr. Pr.“ 68.000, „Neues Wiener Tagblatt“ 66.000, das „Wiener Journal“ 72.000, das „Wiener Abendblatt“ 66.000, die „Wiener österreichische Volkszeitung“ 100.000, die „Kronen-Zeitung“ 160.000, die „Arbeiter-Zeitung“ 56.000, die „Zeit“ 35.000, das „Interessante Blatt“ 61.000, die „Wiener Bilder“ 35.000 Auflage haben. Von diesen

Blättern erscheinen jährl. 466 Mill. Expl. Wahrlich, eine Sündflut über das christliche Volk Österreichs!

Bezeichnend ist, daß in den Sudetenländern Böhmen, Mähren, Schlesien mit mehr als 4 Millionen Deutschen nicht ein einziges christlich-deutsches Tagblatt erscheint.

Ist es nicht auch beschämend für uns deutsche Katholiken Österreichs, wenn wir an den hohen Festen der Christenheit wie Ostern, Weihnachten usw. einerseits die schwachen christlichen Blätter und andererseits die Sonntagsnummern der jüdischen Blätter zur Hand nehmen, welche wie z. B. die „Neue Freie Presse“ 160, oder „N. Wiener Tagblatt“ gar 172 Seiten stark sind, wovon mehr als 100 Seiten Inserate sind.

Da eine einzige Seite Inserate bei diesen großen Blättern mindestens 500—600 Kronen kostet, so kann man berechnen, was diese jüdischen Blätter allein an Inseratengeldern einnehmen u. zw. zu einem beträchtlichen Teile aus den Taschen des Gewerbestandes, den sie sonst mit ruinieren helfen.

Und doch zählt die diesseitige Reichshälfte unserer Monarchie etwa 9 Millionen deutsche Katholiken, so daß erst auf 640.000 Katholiken ein christliches Tagblatt entfällt und auf 40 Personen erst ein Abonnent eines christlichen Tagblattes, während schon auf je 8 Einwohner ein Abnehmer eines freisinnigen Blattes kommt.

Die schlechte, freisinnige Presse ist also eine Riesenmacht, der gegenüber auch die Kirche ohne besonderes Wunder der göttlichen Gnade fast ohnmächtig ist. Da hilft nur ein Gegenmittel und das ist die gute, katholische Presse. Dies hat auch Papst Pius X. erkannt und erklärt mit den für Priester und katholische Laien beherzigenswerten Worten:

„Ihr werdet vergeblich Kirchen bauen, Missionen halten, Schulen gründen und allemöglichen guten Werke tun, wenn ihr nicht versteht, die Waffen der guten Presse gegen die schlechte zu gebrauchen.“

Während von den Lehrkanzeln der katholischen Kirchen meist nur wöchentlich ein- oder zweimal die dem sinnlichen Menschen unbequemen ewigen Wahrheiten verkündet werden, predigt der Unglaube und die Unsittlichkeit von der Weltkanzel der schlechten Presse tagtäglich einem zehnzwanzigfachen zahlreicheren Publikum in einer den Leidenschaften des Menschenherzens schmeichelnden Art. Da ist es kein Wunder, wenn der Kirchenverfolger und ehemalige Ministerpräsident Combes in der „N. Fr. Pr.“ triumphierend schreiben konnte: „Man kann ohne Verwegenheit behaupten, daß die radikale und sozialistische Presse (Frankreichs) der katholischen Kirche zwei Drittel, vielleicht drei Viertel ihrer Gläubigen entrisen hat.“

Wollen wir nicht, daß es auch in Öster-

reich so weit komme, dann müssen wir alles daransetzen, die gute, katholische Presse zu unterstützen, zu verbreiten, in die Familien einzubürgern, und anderen zu lesen zu geben. Wie dies praktisch geschehen kann und soll, darüber ein nächstesmal. Für heute sei nur die Mahnung und Bitte ausgesprochen, in den kommenden Wochen vor Weihnachten und Neujahr in Freundes- und Bekanntenkreisen fleißig für die christliche Presse, darunter auch für unser Blatt, Abnehmer zu werben und selbstredend selber ein solcher zu werden, falls man es noch nicht ist. Die weniger Heller oder Kronen, die man für eine einzelne Nummer oder für ein Jahresabonnement ausgibt, sind als ein ebenso gutes, ja noch vorzüglicheres gutes Werk zu betrachten, als wenn man für andere fromme Zwecke etwas spendet.

Man erweist dadurch sich selbst oft den größten Dienst auch in wirtschaftlicher Hinsicht, weil man aus der guten, christlichen Presse auch so viele praktische Winke fürs Leben entnehmen kann, die einen nicht selten vor großem materiellen Schaden bewahren. Noch höher aber ist der Nutzen der christlichen Presse für das eigene Seelenheil und für das der Mitmenschen zu bewerten.

Die christliche Presse soll ja der Botschafter des 20. Jahrhunderts sein und werden und um dies zu werden, bedarf sie der größten Mithilfe aller für Gottes Sache begeisterten Katholiken.

An diesem großen Prekapatolate für Christus und seine Kirche nimmt auch unser Familienblatt seit Anbeginn teil und es wäre zu wünschen, daß ihm jedes Jahr in recht viele neue Familien die Eingangstür geöffnet würde. Möge jeder Freund dieser Blätter mitwirken, daß die Zahl der Abonnenten wachse. Die Herbst- und Winterzeit bietet zum Lesen und zur Werbung für die christliche Presse die geeignetste Zeit. Der Kreuzzug gegen die schlechte Presse und die Förderung der guten Lektüre ist ja heutzutage außer der Sorge für das eigene Seelenheil die erste und notwendigste Pflicht des Klerus und des ganzen christlichen Volkes.

Allerseelen.

Heut' am Allerseelentage
Fließet leise manche Klage
Für die Seelen, die hienieden
Schlummern nun den ew'gen Frieden.

Laßt das Klagen, laßt das Weinen,
Lasset im Gebet' uns einen,
Gott um Gnade anzuflehen,
Wenn wir an den Gräbern stehen.

Kurz nur ist des Menschen Leben,
Oft gar hart sein Mühen und Streben;
Doch es gibt ein Wiedersehen,
Nach dem Tod ein Auferstehen.

Zeitgeschichtchen.

— **Eine originelle Wirtin.** Unlängst starb in der Schweiz eine Wirtin, welche das „Kaseli“ genannt wurde; es war dieß eine originelle Person. Vor einigen Jahren kehrten bei ihr einige Regierungsbeamte aus Schwyz mit einem höheren Bundesbeamten ein. Die „urchige“ Bergwirtin empfing die Gäste mit dem von ihr stets gebrauchten heimeligen „Du“ und es entspann sich sofort ein lustiges, lautes Gespräch. Auf einmal fragte der Bundesbeamte die Frau: „Mi liebi Frau, warum duzt ehr mich, mer kennet ja enand nid und hend enand nu nie g'feh?“ Da postierte sich aber das Kaseli mit eingestemmt Armen vor den „hohen Herrn“ und sprach mit Ernst: „So, was bist dä du? Ich duz ä sogar dä Herrgott und meh weder dä Herrgott wirst dä du nä sie!“

— **Ihr Honigmond.** Billson und seine junge Frau, wollten ihre Flitterwochen in einem Motowagen verbringen. Es war ein neues, großes Tourenautomobil, das der Vater der Braut hiezuh beige stellt hatte. Wie nun verbrachten sie ihren Honigmond? Billson lenkte den Wagen selbst. Er verstand wohl nichts davon, aber seine Frau vertraute ihm. So fuhren Sie dahin, etwa 60 englische Meilen in der Stunde. Billson steuerte den Wagen mit einer Hand und hielt sein Frauchen in der andern. Wie und wo aber verbrachten sie ihre Flitterwochen? — Im Spital natürlich!

— **Von einem Hirsch getötet.** In der Gemeinde Erla bei St. Valentin hatte der Tagelöhner Eichinger das Füttern der Fasanen und Rehe in dem herrschaftlichen Walde zu besorgen. Unter dem Wilde befand sich auch ein Hirsch, der sehr zahm war, aber jetzt in der Brunstzeit sehr gefährlich geworden ist. Am 9. Oktober wurde Eichinger mit schweren Verletzungen aufgefunden. Sein Rucksack lag eine ziemliche Strecke weit entfernt auf dem Boden und ist daraus zu schließen, daß der bedauernswerte Mann sich nach einem fürchterlichen Kampfe zwar noch eine Strecke weiter flüchten konnte, dann aber von dem bössartigen Hirsch neuerlich angefallen u. tödlich verletzt wurde.

— **Russische Soldaten als Statisten.** Unlängst wurde in der Oper zu Warschau „Carmen“ aufgeführt. Das spanische Kriegsvolk wurde von Soldaten der Warschauer Garnison gegeben. Im zweiten Akte, als die Soldaten unter dem Befehl eines Unteroffiziers auf die Bühne vormarschierten, entstand in ihren Reihen eine allgemeine Verwirrung. In der ersten Reihe der Zuschauer saß der Militärgouverneur von Warschau. Der Unteroffizier wußte nicht, daß die Soldaten den General von der Bühne aus, wie das eigentlich selbstverständlich ist, nicht zu grüßen brauchen. Als er nun seinen höchsten Vorgesetzten im Parkett sitzen sah, brach er in ein donnerndes „Smirno-o!“

(Gebt acht!) aus. Das Publikum begriff zuerst den Zusammenhang nicht. Als der General merkte, daß die Soldaten wie festgebant an der Rampe standen, machte er ein Zeichen, daß sie abtreten sollten. Das wurde aber von den Soldaten nicht verstanden, und so sagte der General lachend: „Choroscho, choroscho, räbiata —“ (Gut, gut, meine Kinder!) Hierauf ertönte von den Soldaten auf der Bühne die Antwort: „Radni, staratsa, waschä präwoschoditälstwo!“ (Wir sind froh, unser Bestes zu tun, Eure Excellenz.) Niemals hat im Theater eine so muntere Stimmung geherrscht, als nach dieser Replik.

— **Tödliche Unfälle.** Ein bedauerlicher Unfall ereignete sich in der Nähe von Halle auf einer Fahrt zur Jagd. Der Unfall ist insofern von besonderer Tragik, als der Sohn durch einen Schuß aus dem Gewehr des Vaters getötet wurde. Der achtzehnjährige Sohn des Ökonomierats Sernau in Brehna, der mit seinem Vater in einem Jagdwagen nach Halle zur Jagd fuhr, wurde unterwegs durch einen Schrotschuß in den Rücken getroffen. Das Gewehr des hinter ihm sitzenden Vaters entlud sich plötzlich durch die Erschütterung des Wagens. Die Schrotladung drang dem jungen Mann in den Rücken u. führte den sofortigen Tod herbei. — Ein ähnlicher Unfall ereignete sich in der Nähe von Nürnberg. In dem Dorfe Wolkersdorf wollte bei einer photographischen Aufnahme der Nürnberger Ausflugsgesellschaft der Lithograph Pierro eine Browningpistole in die Hand nehmen. Die Pistole entlud sich. Die Kugel tötete die neunzehnjährige Lageristin Betty Goller; ein zweites Mädchen wurde schwer verletzt. — Ein dritter tödlicher Jagdunfall hat sich auf der Jagd des Herrn v. Kaphengst zu Koblitz in der Nähe von Frankfurt a. O. zugetragen. Der Rentmeister Max Krasch zu Koblitz wurde dieser Tage bei der Hühnerjagd von 18 Schrotkörnern in der linken Gesichtshälfte verwundet. Ein Korn ist nun vom Nasenbein aus nach dem Gehirn durchgeitert und hat den Tod herbeigeführt. Die Witwe war seit vier Jahren verheiratet und ist Mutter von drei Kindern.

— **Hütet die Kleinen.** Kürzlich entstand in der Gemeinde Aranposkomlos im Zempliner Komitat eine Feuersbrunst, welcher fünfzehn Häuser samt Nebengebäuden zum Opfer fielen. Der durch das Feuer verursachte Schaden wird auf 300.000 bis 400.000 Kronen geschätzt, wovon kaum etwas ersetzt wird, denn nur der kleinste Teil der Gebäude war gegen Brand versichert und die in den Wirtschaftsgebäuden aufgespeicherte Frucht überhaupt nicht. Der Brand wurde durch kleine Kinder verursacht, die in einer Scheune versteckt Zigaretten geraucht hatten und als sie Schritte nahen hörten, aus Angst vor der Strafe die noch brennenden Glimmstengel wegwarfen. Ein Teil der Bevölkerung ist vollständig der Not preis-

gegeben und all das Unglück ist entstanden durch die Unachtsamkeit der Kinder.

— **Glend auf der Strafe.** In der Umgebung des Heims f. Obdachlose in Meidling bei Wien nahm kürzlich die Polizei in der Nacht eine Streifung vor, bei der über 150 Personen, größtenteils Kinder, im Zustande eines infolge der Nachtkühle eingetretenen Starrkrampfes aufgegriffen wurden. Unter den aufgegriffenen Kindern befanden sich solche im Alter von vier bis fünf Jahren, die infolge Hungers und Kälte derart erschöpft waren, daß sie sich erst nach mehrtägigem Aufenthalte im polizeilichen Jugendfürsorgeheim werden erholen können. Eine Familie hatte seit einem Vierteljahr in keinem Bette geschlafen.

— **Spanisches.** Bei den blutigen Schauspielen der Tiergefechte können jetzt auch Frauen als Kämpferinnen teilnehmen. Ein solches Schauspiel fand unlängst zu Gunsten einer Wohltätigkeits-Anstalt statt. Der Andrang war trotz der hohen Preise sehr groß. Der junge Marquis de Toronda, einer der bekanntesten Amateurstierfechter Spaniens, erschien in der Tracht der Toreadores in der Arena und brachte nach einem halbstündigen Kampfe einen der wildesten Stiere unter tosendem Jubel der Zuschauer elegant zur Strecke. In den Logen entstand ein Flüstern, Raunen und Nicken, und zwei der elegantesten Damen, die Marquesa Gulalia de Murnaga und Donna Maria Tassara, verließen ihre Plätze. Eine halbe Stunde später betrat Donna Maria als erste im Toreadorkostüm den Kampfplatz. Und in der Tat, es gelang ihr, das blutige Spiel auch für stumpfere Nerven aufregend zu gestalten, die schlanke, kleine Frau wußte die Wut des Stieres zur höchsten Erregung emporzupeitschen, u. als sie schließlich mit einem kunstvollen Stoße das rasende Tier in den Sand streckte, mußten zwei ächzende, zu Tode verwundete Pferde mit aufgeschlizten Leibern und hervorquellenden Därmen aus der Arena geschleift werden. Der Jubel, so berichtet eine französische Zeitschrift, erreichte seinen Höhepunkt, als unmittelbar darauf die Marquesa des Murnaga als zweite Frau mit dem Degen in der Hand den Schauplatz betrat, das rote Tuch elegant über den linken Arm geworfen. Als dann 20 Minuten später der letzte Stier von schöner Hand tödlich getroffen in die Knie brach und das Blut aus seinen Nüstern in den weißen Sand spritzte, tobte das Publikum in einem wilden Taumel der Begeisterung und einstimmig wurde der graziösen Marquesa der Ruhm des Tages zuerkannt. — Die berufsmäßigen Stierkämpfer werden nach diesem Beispiel zarter Frauen ihre Tollkühnheit und vor allem auch ihre Grausamkeit verdoppeln müssen, wenn sie fürderhin vor den Augen des spanischen Volkes Gnade finden wollen.

Gottes Wege.

Ein Advent- und Weihnachtsgeschichte.

Von Hedwig Berger.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ja, mein Kind, auch ich habe einmal glücklichere Tage gesehen. Damals widerhallte das Häuschen hier von Lachen und Scherzen und es gab wohl auf der ganzen Welt keinen zufriedeneren Menschen als mich. Arm war ich ja, aber doch gesund und kräftig, ich schaffte für zwei und tat es gerne, arbeitete ich doch nicht für mich allein, sondern für mein Weib und meinen herzigen Knaben.“

Sei, der Rudi! Wenn ich daran denke, wie er mich auf den Knien herumkrabbelte und „Hopelalla!“ schrie, geht mir heute noch das Herz auf. Wenn ich todmüde von der Tagesarbeit heimkehrte, streckte er mir schon unter der Türe seine Armchen entgegen: „Hopelalla, Vater!“ Und weg war alle Müdigkeit, ich nahm ihn und schwang ihn in die Luft, daß meine Frau vor Angst schrie und der Bube vor Vergnügen krächte. Dann spielten wir sein Lieblingspiel „Katz und Maus“, wobei mir die Aufgabe zufiel, als Maus auf allen Vieren in der Stube umher zu rutschen und unter Bänke und Stühle zu kriechen, ein Wagnis, das mich einigemal fast um meine Nase brachte und wobei sich meine Frau die Seiten vor Lachen hielt.

„Wie kann man nur so kindisch sein!“ schüttelte einmal ein Nachbar mißbilligend den Kopf, der gerade dazu kam, als ich unter dem Tische kroch. Ich ließ ihn reden und suchte nur die Achseln. Er hatte nie ein Kind besessen, so konnte er auch nicht wissen, was es heißt, mit einem solchen wieder zum Kinde zu werden.

Meine Agathe war übrigens noch mehr in den Buben vernarrt als ich. So sehr sie sonst sparte und einteilte und unsere beiderseitigen Anzüge bis aufs letzte zusammenslickte, für den Rudi war ihr nichts schön und gut genug. Sie putzte ihn heraus, daß ich selbst oft meinte, das gehe über unsere Mittel. Aber freilich, dem herzigen, braunen Krausköpfchen mit den großen, blauen Augen — dem einzigen Erbstück, das er von mir hatte, im übrigen glich er seiner hübschen Mutter — stand auch alles so gut. Aber die Leute legten es uns als Bettelhochmut aus und es gab viele, die, als das Unglück über uns hereinbrach, darin eine gerechte Strafe für denselben erblickten. Und das —

das hat mir eigentlich am wehesten getan.

Aus der Schule brachte Rudi nur die besten Noten heim. Er hatte einen hellen Kopf und war sehr ehrgeizig; so schwang er sich bald zum unbestrittenen Liebling des Lehrers auf.

In seinen Freistunden huldigte er einer eigenen Liebhaberei. Er schnitzte aus Holz allerlei Figürchen oder formte dergleichen aus Lehm, unterschiedliche Tierchen, Männlein und Weiblein, alle aber so sauber und nett ausgeführt, daß man die Sachen nur mit heller Freude ansehen konnte. Die Lade dort birgt noch etliche solcher Stücke und Du hast sie oft als Kind bewundert.

Die Leute schüttelten den Kopf über den verrückten Buben und nur einige Weiterblickende sahen dieses Treiben mit andern Augen an. „Ich glaube, in dem Jungen steckt das Zeug zu einem Bildhauer,“ sagte der Herr Pfarrer einmal zu mir. „Wenn Sie es ausbilden lassen könnten — Anton! Schade!“

Die Augen meiner Frau funkelten. Ja, wenn das würde! Wenn sie ihren Rudi auf eine recht hohe Stufe heben könnte, wie wollte sie dann lachen über alle, die ihr jetzt den hübschen, begabten Buben mißgönnten.

Aber ich schüttelte den Kopf und stellte ihr vor, daß wir an dergleichen nicht denken dürften. Wir besaßen nicht die Mittel, seine Ausbildung zu bestreiten und wer wußte denn, ob des Knaben Talent groß genug war, sich Bahn zu brechen? Und war es nicht groß genug, so hatten wir selbst unser Kind zu einem Martyrium verdammt. Nein, das wollte ich nicht erleben, ihn zu einem verbummelten Genie herabsinken zu sehen! Wenn er als Hergottsschnitzer von Dorf zu Dorf wandern müßte, um den Bauern Kreuzfigürchen und Heiligenfiguren anzubieten, von den einen verspottet, von den andern bemitleidet, von allen aber verachtet und dabei noch die Sehnsucht nach Höherm in sich tragend, eine Sehnsucht, die zu realisieren sein Können doch nicht ausreichte! Nein, mochte mir Gott den sündhaften Wunsch verzeihen, wenn er ein solcher war — lieber wollte ich meinen Buben tot, als einem solchen Lohse geweiht wissen!

Agathe zog sich schmollend zurück, etwas von einem Rabenvater murrend, der nur nicht wolle, daß es sein Kind besser habe als er. Es kränkte mich nicht, denn ich kannte ihr heftiges Temperament, das es mit Worten nicht allzu genau nahm, aber das sinnende Wesen, das sie in den nächsten Tagen zeigte,

machte mir Sorge, denn es berriet mir, daß sie über Mittel und Wege nachdachte, dem Jungen doch die Wege zu ebnen. Und diese Grübeleien hielt ich für vollständig unnütz.

Predige man einer Frau Vernunft, wenn es sich um ihr einziges geliebtes Kind handelt oder lege ihr Schwierigkeiten in den Weg! Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie alle Vernunftgründe zurückstößt und, jedes Hindernis überwindend, das Unmögliche wahr macht. So meine Agathe! Nie hätte ich in der einfachen Frau die Latkraft gesucht, die sie in dieser Zeit entwickelte. Während eines halben Jahres war sie fast fortwährend unterwegs, wie sie mir gegenüber vorschützte, um Verwandte zu besuchen, Wallfahrten zu machen usw. Was sie in dieser Zeit geleistet, ist mir erst später klar geworden oder eigentlich, es ist mir nie so recht klar geworden, ich wurde einfach vor die vollendete Thatfache gestellt.

Ja, Rudi würde Bildhauer werden! Sie war bei einigen reichen Verwandten gewesen, die sich nie um uns gekümmert hatten und hatte ihnen eine namhafte Zusage abzuschießeln gewußt; sie war zu dem alten Major gereist, der alljährlich den Sommer in unserm Dorfe zu verleben pflegte und sich sehr für unsern Jungen und seine Schnitzereien interessierte und hatte seine Unterstützung zugesagt erhalten; sie war sogar bis zu einem berühmten Bildhauer vorgezogen, und hatte ihm einige der am besten gelungenen Figürchen vorgelegt. Und sie hatte es erreicht! Der berühmte Künstler war bereit, den talentvollen Knaben unentgeltlich als Schüler anzunehmen, auch für Freitische wollte er sorgen und nur für Wohnung und Kleidung würden wir aufzukommen haben. Allerdings, in unsern ärmlichen Verhältnissen bedeutete auch dies noch eine harte Nuß für uns. Ich habe in jener Zeit gearbeitet, daß mir oft das Blut unter den Nägeln hervorspritzte, denn ich wollte doch auf das Häuschen keine Schulden laden. Auch Agathe tat ihr Möglichstes. Sie sparte an allen Ecken und Enden und so brachten wir es fertig — unter tausend Entbehrungen freilich — aber wir brachten es doch fertig.

Nun die Würfel gefallen waren, widerstrebte auch ich nicht länger — freute ich mich doch selbst, daß meinem Sohne die Pforte zu einem hohen, herrlichen Berufe geöffnet stand. Nur würdig sollte er sich desselben zeigen, nur zu einem Schurken sollte er nie herabsinken, der

seinen Meißel für einige feile Goldstücke schändete, sondern die Fahne des Idealismus hochhalten. Dann, aber auch nur dann, wollte ich stolz auf meinen Sohn sein.

Aber würde er mit seinem weichen Herzen, seinem unselbständigen, leicht zu beeinflussenden Charakter auch die Stärke haben, den Gefahren zu widerstehen, die seiner in der Hauptstadt und im Kreise seiner Berufsgenossen selbst warteten? Ich ließ es nicht an guten Lehren und Ermahnungen fehlen, aber ich mußte auch, daß solche bei der leichtlebigen Jugend wenig genug gelten und manche Nacht lag ich schlaflos und empfahl ihn in innigem Gebete dem, der allein das schwache Menschenherz zu stützen vermag.

Im Gebete fand ich den besten Trost. Bei meiner Frau konnte ich keinen suchen, sie stand meinen Befürchtungen vollständig verständnislos gegenüber. Sie sah nur das materielle der Sache. Wenn Rudolf erst zu Reichtum und hohen Ehren gelangt war, mußte auch für uns eine bessere Zeit anbrechen. Wir würden dann bei ihm sein, in einem feinen Hause der Hauptstadt wohnen, uns in seinem Glücke sonnen und unser Alter in behaglichem Nichtstun verbringen. Wie wollte sie dann die neidischen Dorfverlächler, die ihr jetzt ihr höhnisches: „Wer hoch steigt, fällt tief,“ unter die Nase rieben! Alle Zeitungen, in denen von ihrem Sohne geschrieben wurde, wollte sie ihnen umsonst zusenden.

Ich faßte die Sachlage wesentlich kühler auf, ja ich bezweifelte überhaupt, daß es Rudolf in absehbarer Zeit zu einem genügend großen Einkommen bringen würde. Was wußte die unerfahrene Frau von den Kämpfen, die ein Künstler zu bestehen hat, ehe er sich zur Geltung bringt? Wenn Rudolf in ihnen siegreich blieb, wenn er sich zur Höhe empor kämpfte, auf welcher die Sonne des Ruhmes strahlt, war er schon glücklich zu preisen, auch wenn ihm dabei noch der Reichtum versagt blieb.

Vorläufig ging alles gut. Rudolf kam rasch vorwärts. Sein Meister hatte nur Lob und Anerkennung für ihn, dergleichen auch die anderen Lehrer. Doch sprach er, wenn er uns besuchte, wenig von seinen Kunst- und Zukunftsplänen, überhaupt wenig von seinen Arbeiten, seinem Lernen und Streben. Dafür plauderte er desto mehr davon, wie er uns später das Leben behaglich gestalten, uns für alle erlittenen Entbehrungen entschädigen wolle. Freilich bewegte sich seine Phantasie dabei in be-

deutend bescheideneren Kreisen, als die seiner Mutter.

Er sprach von einem freundlichen, zierlich mit guten Bildern, Statuetten und Stickereien geschmückten Stübchen. Weiße Vorhänge, viel Blumen, Teppiche und Polstermöbel mußte es aufweisen und einen behaglich gedeckten Tisch, an dem wir behaglich sitzen würden. Geräuschlos ging eine schmuck gekleidete Dienerin ab und zu, uns alle Arbeiten abnehmen. Er konnte natürlich nicht bei uns wohnen, er mußte ja sein Atelier im Zentrum der Hauptstadt suchen, unser Stübchen wollte er aber doch gerne im Grünen, in einer freundlichen Vorstadt wissen. Aber seine freien Abende würde er selbstverständlich bei uns zubringen, uns erzählen, musizieren, vorlesen — — —

Seine Mutter lauschte diesem Geplauder mit vor Freude funkelnden Augen, mir aber tat es weh. Ich fühlte, er vermied es, ein ernsthaftes Gespräch mit uns anzuknüpfen, weil er uns nicht für fähig hielt, dasselbe zu verstehen, daß er uns erst nach sich bilden, zu sich emporziehen wollte, ehe er uns den Einblick in seine Sphären eröffnete. Und in manchen Punkten hätte ich ihn doch verstanden, sehr gut sogar! Aber ich beklagte mich nicht und drängte mich ihm auch nicht auf. Ich hatte es ja kommen sehen. Seine Seele war über uns hinausgewachsen und würde sich, solange sie sich im Glücke sonnte, nicht zu uns zurückfinden. Gebe Gott, daß es wenigstens im Unglücke der Fall war, daß er dann nicht unterging, weil er niemand fähig glaubte, ihm die rettende Hand zu bieten.

Bei einem solchen Besuche brachte uns Rudolf als Christgeschenk die Krippe dort mit, das heißt, vorläufig nur einen kleinen Teil davon. Alljährlich fügte er dann einige Figuren hinzu, um sie zu vergrößern, bis sie ihren jetzigen Umfang erreichte.

Wieder einmal stand Weihnachten vor der Tür. Rudolf's Ausbildung nahte ihrer Vollendung, er stand im letzten Jahre seines Akademiebesuches. Wie er uns geschrieben, hatte er um ein Stipendium eingereicht, das ihm eine Studienreise nach Italien ermöglichen sollte. Er hielt er es, konnte er zwei Jahre im Lande der Kunstschätze zubringen und das Werk ausführen, mit dessen Pläne er sich seit langem trug, dann war seine Zukunft gesichert, dann, dann — — —

Hier folgte eine Reihe Gedankenstriche, die mir viel zu schaffen machten. Was mochte in seinen Gedanken hinter

diesem „dann“ kommen? Reichtum, Ehre, ein eigener Herd? Oder vielleicht diese drei Dinge zusammen?

Aber es war nun schon lange her, daß wir diesen Brief erhalten hatten. Nie noch hatte er eine so lange Pause zwischen seinen Nachrichten eintreten lassen. Wir wußten nicht einmal, ob und wann er zu Weihnachten bei uns eintreffen würde.

„Vielleicht will er uns überraschen,“ meinte meine Frau, die gleichwohl nicht müde wurde, tagtäglich dem Briefboten entgegenzugehen.

„Wer weiß, ob er überhaupt kommt,“ sagte ich leise.

„Er wird doch! Was fällt Dir ein? Nein, da kenne ich meinen Buben besser. Niemand auf der Welt ist ihm so teuer, als seine Eltern und nichts könnte ihn bewegen, am heiligen Abend denselben fern zu bleiben.“

„Meinst Du? Wer weiß welcher Magnet ihn in der Hauptstadt festhält.“

„Was sind das für alberne Reden? Was für ein Magnet könnte dies sein? Ich wiederhole Dir, ich kenne meinen Buben besser.“ —

Ich schwieg. Ein sonderbares Angstgefühl schnürte mir das Herz zusammen. Ich sehnte mich nach meinem Sohne, ich wollte ihm in die Augen schauen, wollte mich überzeugen, daß noch die alte, reine Seele aus ihnen leuchtete, daß sein Glück noch von keinem Schatten getrübt worden sei. Wie, wenn der Kunst in seinem Herzen eine Rivalin erstanden war, die ich nicht kannte, von der ich nicht wußte, ob sie eine treue Hüterin seines Glückes werden würde? Wenn sie ihn nun der Kunst, die seine erste und hauptsächlichste Liebe sein sollte abtrünnig machte, wenn er, anstatt weiter zu klimmen, zurückschrift? Und ich durfte ihm nicht ratend und warnend zur Seite stehen, er wollte es ja nicht.

Agathe packte mich in freudiger Aufregung am Arme und deutete durch das Fenster. „Alter, der Telegraphenbote! Das Telegramm meldet uns sicher Rudolf's Ankunft auf der Station. Du bist schmählich abgeblüht mit Deinem Zweifeln.“

Merkwürdig, sie bereitete auch nicht die leiseste Ahnung auf das Kommende vor. Mir dagegen war es, als ob ich vor dem Weltuntergange stünde. Die Stube mit allem, was sie barg, tanzte vor meinen Augen, ich mußte mich an den Tisch klammern, um die brechenden Knie zu stützen. „Dein Sohn tot,“ gellte es mir in den Ohren. Wer hatte es doch

gerufen? — Agathe unterschrieb und riß das Telegramm auf.

„Ihr Sohn plötzlich gestorben. Kommen Sie sofort.“

Unterzeichnet war sein Lehrer und Gönner, der Professor.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15. November.

1. **Mittwoch. Allerheiligen.** Festevangelium (Matth. 5. 1—12): Jesus lehrt in der Bergpredigt von den 8 Seligkeiten die Wege, die zum Himmel führen. — Casarius, Mart. — Sonnenaufgang um 6 Uhr 50 Min., Untergang um 4 Uhr 36 Min., Tageslänge 9 St. 46 Min.

2. **Donnerstag. Allerseelen.** Justus, Bischof (Feiertag in Triest); Viktorin, Bischof und Mart. († 304). — 3. **Freitag.** Hubert, Bischof († 727); Malachias, Erzbischof († 1148); Ida, Gräfin († 1250). — 4. **Samstag.** Karl Borr., Erzbischof und Kardinal († 1584); Vitalis und Agricola, Mart. († 62).

5. **Sonntag.** (22. nach Pfingsten.) Evang. (Matth. 22, 15—21): Jesus belehrte die Pharisäer, die ihn in der Rede fangen wollten, im Gleichnisse vom Zinsgroschen, daß man dem Kaiser geben solle, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist. — Emerich, Mart. († 1031); Zacharias und Elisabeth, Eltern des hl. Johannes des Täufers; Reiner, Ordensmann († 1304).

6. **Montag.** Leonhard, Einsiedler († 559). — Vollmond um 4 Uhr 46 Min. abends.

7. **Dienstag.** Willibrord, Bischof († 739); Engelbert, Erzbischof und Mart. († 1225).

8. **Mittwoch.** Gottfried, Bischof († 1118); Willihard, Bischof († 889).

9. **Donnerstag.** Theodor, Mart. († 306).

10. **Freitag.** Andreas Abellini, Priester († 1608).

Erstes Viertel um 6 Uhr 27 Min. morg.

11. **Samstag.** Martin, Bischof († 402); Mennas, Mart. († 304).

Sonnenaufgang um 7 Uhr 7 Min., Untergang um 4 Uhr 21 Min., Tageslänge 9 Stunden 14 Min.

12. **Sonntag.** (23. nach Pfingsten.) Evang. (Matth. 9, 18—26): Jesus heilt ein Weib von einer 12jährig. Krankheit. Er erweckt auch die Tochter des Synagogen-Vorstehers Jairus vom Tode zum Leben. — Martin, Papst und Mart. († 665); Kunibert, Bischof († 663); Lebuin, Frisenapostel († 770).

13. **Montag.** Stanislaus Kostka, Ordensmann († 1568); Didacus, Bekenner († 1463).

Erstes Viertel um 8 Uhr 17 Min. morg.

14. **Dienstag.** Josaphat, Erzbisch. und Mart. († 1632); Laurenz, Erzbisch. († 1180).

15. **Mittwoch.** Leopold, Markgraf († 1136). In Nieder- u. Oberösterreich wird er als Landespatron verehrt; Gertrud, Jungfrau († 1302); Waldemar, Bekenner.

13. November.

Der hl. Stanislaus Kostka, Bekenner, († 1567).

Der Heilige ward am 28. Oktober 1550 zu Kostkow in Masovien als zweites von fünf Kindern des begüterten Senators Johann Kostka geboren. Schon in seiner frühen Jugend zeigte sich neben anderen Tugenden vor allem seine engelgleiche

Reinheit, so daß er, wie sein Bruder Paul schildert, wenn ein Gast am Tische seines Vaters zu freier Reden führte, ohnmächtig wurde und bewußtlos unter den Tisch sank. Vierzehn Jahre alt, kam Stanislaus mit dem genannten Bruder und einem Hofmeister nebst einigen Bedienten nach Wien in das adelige Konvikt, welches Kaiser Ferdinand I. auf den Rat des sel. Petrus Canisius gegründet hatte. Dort ward er bald Gegenstand der Bewunderung für Lehrer und Mitschüler wegen seines beispielvollen Lebens. Ebenso erstaunlich war sein Fortschritt in den Studien. Nach dem Tode Kaisers Ferdinands wurde aber den Jesuiten das Konviktsgebäude entzogen, und die Brüder mußten nun trotz aller Vorstellungen in das Haus eines lutherischen Rats Herrn ziehen. Dem jungen Paul sagte dies recht zu; er lebte lustig, suchte Lustbarkeiten, Gesellschaften und huldigte dem Spiele. Infolgedessen hatte Stanislaus, der nur den Weg zur Schule und Kirche kannte, und dessen Wahlpruch war: „Ich bin für Höheres geschaffen“, vielerlei Kränkungen und Mißhandlungen von seinem Bruder zu leiden, bis er schließlich sogar lebensgefährlich erkrankte. Der lutherische Hausherr weigerte sich, trotz Stanislaus sehnlichstem Verlangen nach der hl. Wegzehrung, einen Priester in sein Haus zu lassen. Da eignete sich das bekannte Wunder, welches der Heilige später während seines Novizates in Rom nach langem Zögern erzählte, und welches von seinem Bruder Paul und dem Hofmeister Johann Bilinski, späteren Domherrn von Palozk, bestätigt wurde. Er wandte sich nämlich im Gebete an die hl. Barbara als die Patronin der Sterbenden und erhielt durch sie und zwei Engel wunderbarerweise die hl. Wegzehrung. Bald darauf folgte ein neues Wunder, indem Stanislaus durch eine Erscheinung der Gottesmutter mit dem Jesuskinde geheilt wurde und zugleich den ausdrücklichsten Befehl erhielt, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Sein Entschluß war gleich gefaßt, aber der Ausführung stellte sich das Hindernis entgegen, daß sein Vater die Einwilligung versagte.

Demnach blieb ihm nur der Weg zur Flucht übrig. Heimlich verließ er Wien, indem er in einem zurückgelassenen Schreiben an seine Familie die Gründe zu seinem Schritte dargelegt hatte. Sein Bruder Paul verfolgte ihn und holte ihn ein, erkannte ihn aber in der fremdartigen Pilgerkleidung nicht. Nachdem er umgekehrt, stiegen in ihm Zweifel auf, ob nicht dieser Pilger eben Stanislaus selbst sei; er wandte sein Pferd wieder und folgte mit Bilinski und dem Hausherrn dem Flüchtigen zum zweiten Male. „Aber die Pferde, die bis dorthin folgsam, bäumten sich und waren nicht von der Stelle zu bringen,“ schreibt P. Wolfgang Piringer, Professor und Prediger in Wien, nach Rom an den General Borja. „Alle wurden bei diesem Schauspieler vom Schrecken

erfaßt und kehrten um.“ Ein weiteres Wunder, das ebenfalls im Heiligensprechungsprozesse verzeichnet ist, ereignete sich bei Stanislaus auf dem Wege nach Dillingen. Er sah eine Kirche und trat ein, um daselbst die hl. Kommunion zu empfangen. Allein bald gewahrte er, daß er ein protestantisches Bethaus vor sich hatte. In seinem Schmerze hierüber wurde er getröstet und erhielt zum zweiten Male die heilige Kommunion aus Engeshand. Sein Aufenthalt in Dillingen dauerte nur kurze Zeit; er erhielt bald die Weisung nach Rom zu gehen, um der Zorneswut seines Vaters zu entgehen und dort um die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu nachzusuchen. Ende Oktober 1567 langte er in der ewigen Stadt an und ward zum Novizate zugelassen. Ein Schreiben seines Vaters voll der heftigsten Zornausbrüche beantwortete er mit Ehrfurcht und Liebe, aber auch mit Entschiedenheit und Hinweisung auf einen höheren Willen. Die Zeit seines Novizates war für seine Brüder eine stete Schule der Erbauung. Sein Mitnovize Claudius Aquaviva, der ihm die geistlichen Übungen mitzuteilen hatte, versicherte bald, daß er bei Stanislaus eine erstaunliche Erfahrung in den Wegen des inneren Lebens entdeckt habe und alle im Hause betrachteten ihn als einen Heiligen, dessen Anblick jeden für die Tugend begeisterte. So vergingen etwa zehn Monate, als Ende Juli 1568 der sel. Peter Canisius Geschäfte halber nach Rom kam und, einer Einladung folgend, eine Ansprache an die zahlreichen Novizen und Hausgenossen hielt, worin er betonte, man solle jeden Monat so beginnen, als wäre er der letzte unseres Lebens. Stanislaus bemerkte hierüber, diese Mahnung gelte ganz besonders ihm; denn dieser Monat werde sein letzter sein. Am Tage des hl. Laurentius zeigten sich die ersten Spuren einer Krankheit; seiner Jugend und blühenden Gesundheit wegen dachte aber niemand an den Tod, bis Stanislaus am 14. August erklärte, die folgende Nacht werde er sterben. Nach seinem Wunsche reichte man ihm die heiligen Sterbesakramente und er entschlummerte früh morgens am 15. August 1568 gegen Ende seines 18. Lebensjahres. Im Jahre 1670 wurde Stanislaus Kostka vom Papste Klemens X. selig gesprochen und im Jahre 1726 gleichzeitig mit dem hl. Moiskus vom Papste Benedikt XIII. in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Das Fest des Heiligen feiert die Kirche am 13. November. — Auch sein mehrgenannter Bruder führte später ein musterhaftes Leben und erhielt kurz vor seinem Tode die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu.

Einer, der zu viel wußte.

Ich kam eines Tages in ein Spital in Manila und besuchte die Kranken. Auf meinem Rundgang durch die Säle blieb ich bei manchem Bette stehen, um den Leidenden ein Wort des Trostes zu sagen.

Ein anderer Priester hatte die regelmäßige Seelsorge der Kranken, die in ihrer Mehrheit spanisch sprachen. In einem der Betten lag ein Amerikaner, ein junger Bursche von 18—20 Jahren krank darnieder. Ich grüßte recht freundlich und höre bald, welch Leid ihn drückt. Unter der Hand sagt er mir, er sei protestantisch. Wiewohl seine Krankheit mir nicht gerade lebensgefährlich zu sein schien, so munterte ich ihn doch zum Gebete auf. „Beten Sie recht eifrig zum göttlichen Heilande, damit Sie Gottes Segen empfangen; den brauchen Sie Ihr ganzes Leben lang, sowohl zur Zeit der Krankheit, wie in gesunden Tagen; Sie wissen ja aus dem Evangelium, daß der Heiland uns mahnt, immer zu beten und nicht nachzulassen.“ Dies waren ungefähr meine Worte. Da er darüber ein wenig die Miene verzog, fügte ich hinzu, er möge nur tun, was ich sagte; er wisse ja sehr wohl, daß auch die Heiden viel zu ihren vermeintlichen Gottheiten gebetet und Opfer dargebracht hätten, um in Tagen der Krankheit wieder die Gesundheit zu erlangen. Da setzte sich mein Freund im Bette zurecht und erwiderte ganz freundlich: „Pater, reden Sie mir nicht von Religion; ich bin Protestant; aber ich weiß ganz genau, daß nur die Katholiken die wahre Religion haben; alle Religionen sind ein Schwindel, mit Ausnahme der Ihrigen; ich will aber nicht katholisch werden, weil ich keine Verpflichtungen auf mich nehmen will. Ich will frei von Pflichten sein.“

„Mein junger Freund,“ antwortete ich ihm, „glauben Sie doch nur nicht, daß wir eine besondere Freude an der Beschränkung unserer Freiheit durch Gesetze und Pflichten haben. Wenn Sie, wie Sie selbst bekennen, wissen, daß die katholische die einzig wahre Religion und Kirche Christi ist, dann wissen Sie zu viel. Bei dieser Erkenntnis dürfen Sie nicht mehr protestantisch bleiben. Wer ohne seine Schuld im Irrtum befangen ist und darin verharret, wird wegen eines solchen Irrtums von Gott nicht bestraft; wer aber die Wahrheit kennt und sie nicht umfängt, kann das Urteil in der Schrift lesen, das der Herr einst beim Gerichte über ihn fällen wird.“ Er lächelte holdselig bei meinen Worten, versprach mir beten zu wollen, und so schieden wir als gute Freunde von einander.

Die katholische Kirche lehrt, daß sie die alleinseligmachende ist, weil Christus, der Herr, nur eine Kirche gestiftet, ihr in der Person des Petrus und seiner Nachfolger ein Oberhaupt gegeben, in ihr alle Glaubenslehren und Heilmittel niedergelegt, ihr seinen Beistand bis zum Ende der Welt verheißen und alle Menschen der ganzen Welt verpflichtet hat, sich ihr anzuschließen; denn durch sie will er die Schätze der Erlösung den Menschen vermitteln. Es gibt aber keine Kirche, die den Nachfolger des Apostels Petrus zum Oberhaupt hat, außer der katholischen. Darum kann keine andere die Kirche Christi sein. Die

katholische Kirche lehrt aber nicht, daß jeder Katholik selig und jeder Protestant verdammt werde. Wenn aber ein Protestant weiß, daß alle anderen religiösen Bekenntnisse ketzerische Vereinigungen sind, so kann nichts seine Hartnäckigkeit vor Gott rechtfertigen, wenn er trotzdem freiwillig in seinem Irrtum und in seiner Trennung von der wahren Kirche verharret, während andererseits unschuldbarer Irrtum zwar wegen des großen Mangels an Heilmitteln ein großes Unglück, aber doch für den Irrenden keine Sünde ist.

Was aus meinem jungen Freunde geworden, weiß ich nicht. Gesund geworden dem Leibe nach, verließ er bald darauf das Spital; möge die Übung des Gebetes ihm die Erkenntnis verschafft haben, daß die Unterwerfung des Herzens unter alle Gebote des Herrn dem Menschen wahre Freiheit, Seelenadel und wahre Menschenwürde verleiht und dem Herzen größere Freude bereitet, als ein ungebundenes, zügelhaftes Leben.

Jos. Conrath S. J.

Rechtsskunde.

(Fortsetzung.)

Die nichtversicherungsspflichtigen Personen unter 35 Jahren müssen in der Regel ein Eintrittsgeld erlegen und haben erst nach Ablauf einer gewissen Frist Anspruch auf eine Unterstützung. Was die sonstigen Rechte und Pflichten der freiwilligen Mitglieder anbelangt, so decken sie sich im Allgemeinen mit denen der Versicherungsspflichtigen.

Jede Klasse ist im Erkrankungsfalle eines Mitgliedes zu Geldunterstützungen und Naturalleistungen verpflichtet, deren Mindestausmaß im Gesetze für alle Krankenkassen festgesetzt ist.

a) Vom Beginn der Krankheit an gebührt jedem Erkrankten freie ärztliche Behandlung und unentgeltlicher Bezug der notwendigen Heilmittel (Medikamente) und der sonstigen therapeutischen Behelfe (Bruchband, Brillen, Bandagen).

b) Wenn die Krankheit mehr als drei Tage dauert und der Erkrankte erwerbsfähig ist, so hat er Anspruch auf das tägliche Krankengeld.

c) Für den Todesfall eines Versicherten gebühren den Hinterbliebenen die Beerdigungskosten im Höchstaussmaß des 20fachen üblichen Taglohnes.

Die Krankenunterstützung ist, solange die Krankheit dauert, mindestens aber durch 20 Wochen, bei Wöchnerinnen bei normalem Verlauf durch vier Wochen zu leisten.

Wenn der Erkrankte 3 Tage krank und erwerbsunfähig war, gebührt ihm das Krankengeld, welches vom Erkrankungstage an gezahlt wird.

Das Krankengeld muß mindestens 60 Prozent des im Gerichtsbezirke üblichen Taglohnes betragen. Ergeben sich bei der Feststellung des üblichen Taglohnes erhebliche Verschiedenheiten, so kann derselbe in

mehreren Kategorien festgesetzt werden. Ebenso hat die Feststellung für männliche, weibliche, für jugendliche und erwachsene Arbeiter besonders zu erfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichten.

— **Kostspielige Passionen.** Gegenwärtig reiten die unmäßig reichen Amerikaner das musikalische Steckenpferd. Riesige Orgeln, wie sie in Kirchen zur Erbauung Andächtiger benutzt werden, finden in den Privatwohnungen der Krösusse Aufstellung. Die amerikanische Orgelbauindustrie begrüßt diese unerwartete Förderung ihrer Interessen selbstverständlich mit Freuden. Ex-Senator Clark aus Montana, der bekannte Grubenkönig, hat in seinem in der New-Yorker Millionärstraße gelegenen Hause, die kostbarste Orgel errichten lassen, die jemals in den Vereinigten Staaten gebaut worden ist. Die Konstruktion der Riesenorgel hat eine Summe von über 480.000 Mark verschlungen. Mr. J. Pierpont Morgan hat sich mit der billigsten der Millionärsorgeln begnügt. Er hat für ihren Bau bloß 80.000 Mark ausgegeben. Dabei genießt er allerdings den Vorzug, daß sie von dem Organisten der St. Georgskirche in New-York, in deren Kirchenverwaltung Pierpont Morgan ein Ehrenamt bekleidet, bedient wird. Mit den Erbauern der Orgeln arbeiten die Architekten der Privathäuser der Millionäre Hand in Hand. Müssen doch die Orgeln so eingebaut werden, daß der luxuriöse künstlerische Rahmen der Wohnung nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Orgelpfeifen sind so angelegt, daß der Zuhörer während des Spieles den Eindruck gewinnt, daß die Töne aus allen Ecken und Enden des Hauses kommen.

— **Ein dreister Räuberüberfall.** Zwischen den Stationen Ernstes und Illan in Spanien drangen zwei maskierte Männer auf einen soeben abgelassenen Schnellzug und drangen in ein Abteil erster Klasse. Dort befanden sich die Marquise Villaseca und ihre Nichte. Die Verbrecher forderten die überraschten Damen auf, ihnen ihr Geld und ihre Kostbarkeiten auszuliefern. Als sich die Marquise dieser Aufforderung widersetzte, zog der eine der Räuber einen Revolver hervor und setzte ihn auf die Brust der Gräfin. Der andere Räuber knielte ihre Begleiterin, und nun gingen beide daran, die Marquise und ihre Nichte auszuplündern. Es fielen ihnen 1000 Peseta bares Geld und Juwelen im Werte von 1500 Peseta in die Hände. Nachdem die Räuber ihre Tat ausgeführt hatten, sprangen sie aus dem Zuge ohne Schaden zu nehmen. Die beiden Damen fielen in Ohnmacht, und als die Marquise Villaseca das Bewußtsein wieder erlangt hatte, zog sie die Notbremse. Der Zug wurde zum Stehen gebracht und die Verfolgung der Räuber durch das Zugpersonal aufgenommen. Die Bemühungen aber waren resultatlos verlaufen.

Allerseelen.

Wieder ist ein Jahr vorüber, seit das
 leztemal die Bäume ihren prunkenden

stiger Schönheit und strahlender Pracht
 und recken ihre starren Glieder mahnend
 zum Himmel, als ob sie den Menschen
 hinweisen wollten auf die schnelle Ver-

Schöpfer strebt. Schnell sind die sonnigen
 Tage frohen Sommerlebens dahin, dann
 kommt die Zeit der Ernte, der das große
 Sterben in der Natur folgt. Jährlich

wiederholt sich dasselbe
 Schauspiel in der Natur,
 um den Menschen aufzu-
 rütteln aus seiner Sorg-
 losigkeit und ihn hinzu-
 weisen auf seine eigene
 Ohnmächtigkeit und Hin-
 fälligkeit. Das ist ein
 eisernes Naturgesetz und
 von diesem hat es noch
 kein Abweichen gegeben.
 Alle sind diesem Gesetz
 unterworfen, die einen
 früher, die andern spä-
 ter; aber einmal kommt
 die Stunde, die als die
 letzte im Leben gilt, in
 der sich die Seele frei-
 macht von der sie been-
 genden Hülle und der
 Körper gleich dem bunt-
 farbigen Laube im Herbst
 zur Erde sinkt, um wie-
 der zu ihr zurückzukehren.
 Das ist eine Wahrheit,
 die dem einen furchtbar,
 dem andern aber süß, er-
 lösend erscheint. Dem ei-
 nen furchtbar, weil er nie
 in seinem Leben an diese
 sichere, kommende Zeit
 gedacht, da er zu sehr von
 den irdischen Geschäften
 eingenommen war und
 dabei sich selbst und seine
 Seele ganz vergessen hat-
 te. Dann kommt die
 Stunde, und nun fühlt
 er plötzlich, daß sein Le-
 bensbaum entblättert u.
 sein Stamm saft- und
 kraftlos ist und doch kei-
 ne Frucht an ihm gehan-
 gen und da beschleicht ihn
 ob seines trostlosen Zu-
 standes eine quälende
 Furcht vor einem unge-
 wissen Etwas, vor der
 Grabesruhe und dem,
 was über dem Grabe
 fortlebt. Andere aber
 freuen sich, sie fühlen trotz
 des Ernstes Trost in sich,
 denn sie haben sich schon
 lange vorbereitet und
 warten nur auf den Ruf
 des Herrn, um aus dem
 Jammertale in eine glück-
 lichere Welt zu gehen.
 Dann sinken sie ins Grab.
 Der erste mit großem
 Pomp und Entfaltung
 aller erdenklichen Pracht



Allerseelen.

Schmuck verloren und ihre im saftigsten
 Grün prangenden Blätterkronen in
 Staub und Moder gesunken sind. Wieder
 stehen sie da, wie entseelte Leichname ein-

gänglichkeit alles Irdischen, aller Schön-
 heit und allen Glanzes, der in Schutt und
 Asche sinkt, während die belebende Kraft
 des Menschen, die Seele, aufwärts zum

und mit dem Verschluß des Grabes ist er
 vergessen, nur an dem großen Tage der
 Seelen verbirgt überschwengliche Pracht
 den Grabeshügel, weil es so Mode ist.

Anders bei jenem, der sich beizeiten Ämtern gelangten, beteiligten sich persönlich an dieser Erinnerungsfeier. Das Stiftsgymnasium, eine Frucht der bene-
 vorsch und trotz irdischer Geschäfte auch für seine Ewigkeit sammelte. Er sinkt Stiftsgymnasium, eine Frucht der bene-
 gleichfalls in Grab, aber sein Scheiden von den Lebenden kommt keinem Vergessen sein gleich. Er hatte in seinem Leben Liebe gesät u. nun erntet er Liebe. Die Liebe welkt nicht, sie lebt auch übers Grab fort, selbst wenn kein Denkmal große Taten verkündet. Die Liebe wurde nur im Stillen gesät und nun wird sie auch nur im Stillen geerntet. Sie ist das herrlichste Denkmal für den, der im Leben Liebe gespendet und die Not mit Wohlthaten getröstet hat. Da ist es der liebe Vater, dort die Mutter, deren Grab zwar kein glanzvoller Stein ziert, aber im Herzen der braven Kinder lebt das dankbare Andenken an sie fort. Ihr Grab ist nie vergessen und seien es ein paar einfache Blumen, sie verkünden die treue Liebe, die sie dankbar hingelegt.

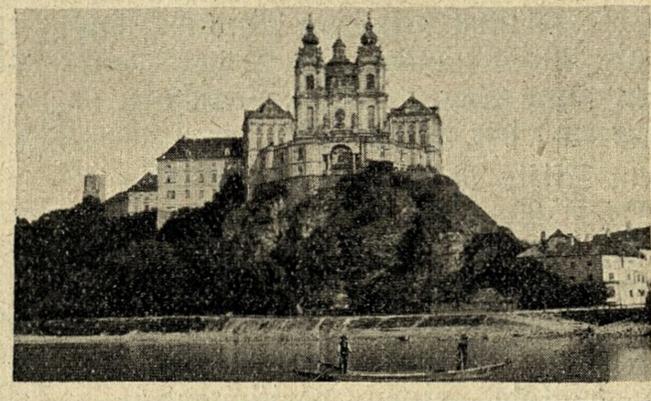
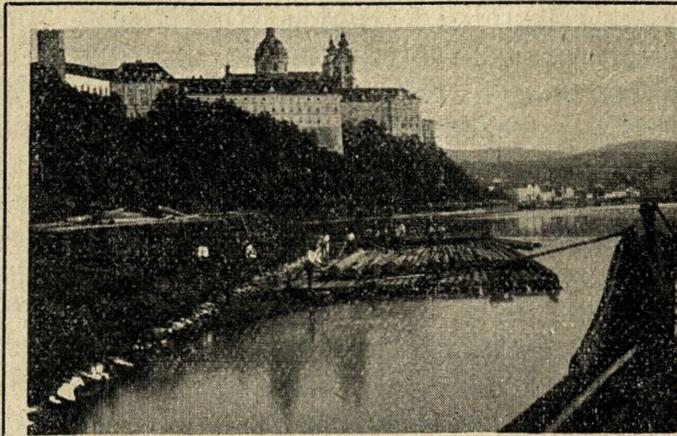
Das ist das beste und schönste Andenken für die lieben Toten, denn dieser einfache Schmuck atmet innige Liebe und wurde gepflanzt unter heißen Gebeten für die, welche da unten in kühler Erde ausruhen und in Frieden dem großen allgemeinen Erziehungsmorgen entgegenschlafen.

Alleseelen — der Tag der Toten. Diesen Tag setzte die Kirche zum Gedächtnis an ihre verstorbenen Mitglieder ein und mahnt alle Gläubigen, derer nicht zu vergessen, die nichts mehr für sich tun können und einzig auf unsere Hilfe angewiesen sind. Wir sollen ihnen helfen durch Gebet und Almosengeben und sonstige gute Werke, damit auch uns einst Friede und ewig beglückende Seligkeit bechieden sei. Das ist das Gebot der Nächstenliebe, das auch über das Grab hinaus noch zu Recht bestehen bleibt. =s.

Hundertjahrfeier d. Stiftsgymnasiums in Melk.

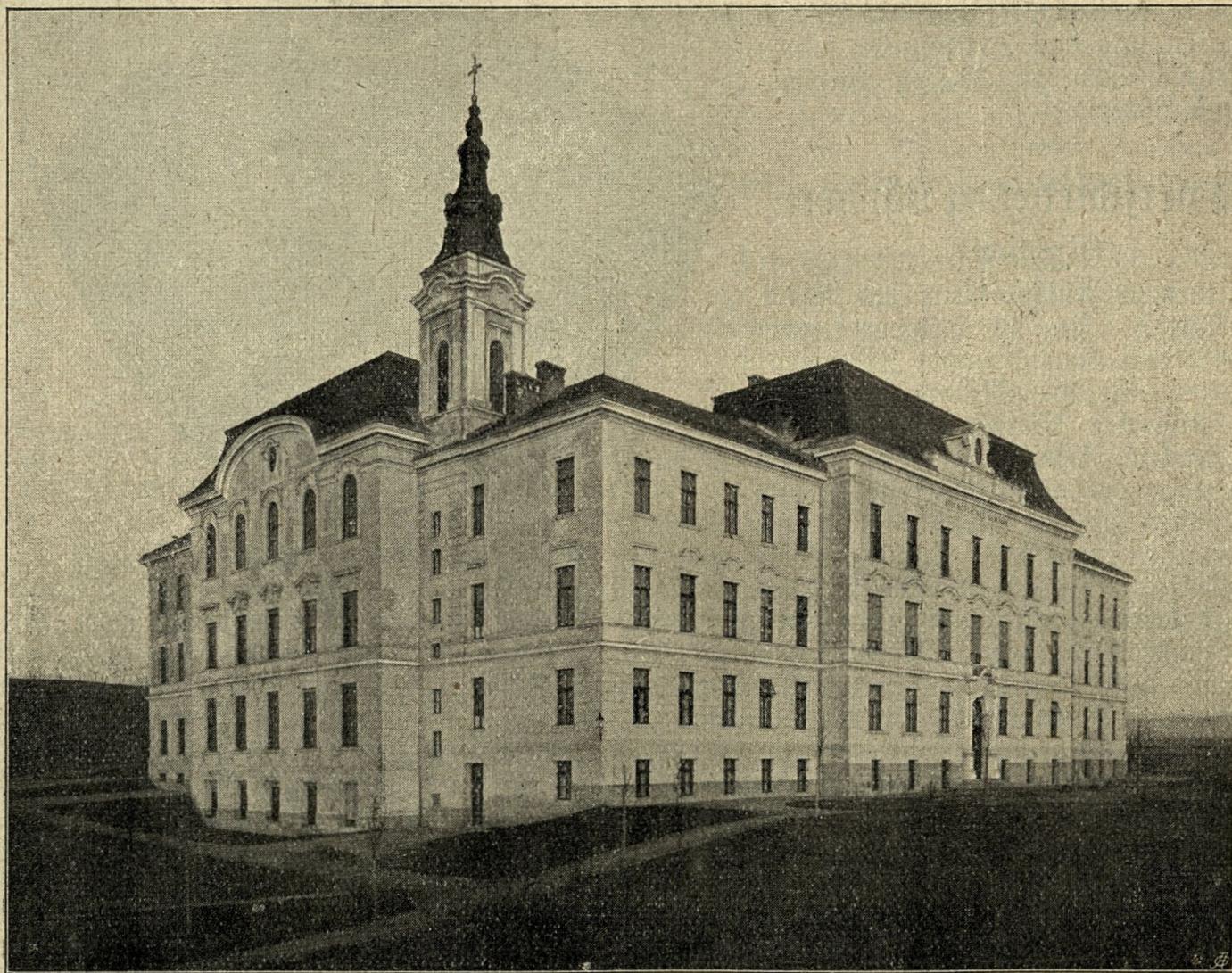
Am 15. Oktober beging das Stift Melk anlässlich des hundertjährigen Bestandes des Gymnasialkonviktes eine glanzvolle Feier. Reich prangte das auf einem mächtigen Felsen stehende gewaltige Stiftsgebäude im Fahnen Schmuck und verlieh dadurch der ganzen Gegend einen festlichen Reiz. Auch die ganze Stadt, die ja dem altberühmten Benediktinerstifte so vieles dankt, nahm an der Feier regen Anteil, ganz Melk hatte das Festkleid angezogen. Auch viele der ehemaligen Zöglinge, heute auch die Verpflichtung enthält, die Wissen-

große und bedeutende Männer, die vielfach zu hohen kirchlichen und staatlichen Wissenschaft zu pflegen, entstand im Jahre 1811 unter dem Abte Anton Reyberger. Als Seit September 1905 wurde ein bischöfliches Knabenseminar eröffnet, das auf Anregung des Bischofs von St. Pöl-



Stift Melk.

Auf= | diktinischen Ordensregel, die neben der | klassichen Gymnasium wirken 18 Stifts-
 | Armut, Keuschheit und des Gehorsams | priester als Professoren.



Das bischöfliche Knabenseminar in Melk.

ten, Dr. Johannes Kössler, zum Zwecke der Priesterheranbildung entstand. Es ist ein großes Gebäude in gesunder Lage und moderner Einrichtung. Die Aufsicht über die Zöglinge, die das Stiftsgymnasium besuchen, besorgen der Rektor und sein Stellvertreter. Die Hundertjahrfeier begann mit einem vom Prälaten von Herzogenburg abgehaltenen Pontifikalamt, dem die Fest- und Ehrengäste beiwohnten. Anschließend daran folgte ein Rundgang, worauf alle ein Festmahl einte. Nachmittags fand eine musikalisch-deklamatorische Akademie statt. Ein gemütliches Beisammensein am Abend beendete die denkwürdige Feier. Gar mancher kräftiger Spruch war da zu hören, von denen wohl die meisten mit dem Wunsche schlossen, die Anstalt möge wie bisher weiterwirken zum Segen der Wissenschaft, Kultur und der guten Sitte.

Dem Stifte Melk steht gegenwärtig der Abt P. Amand John leitend vor. Er wird als ein äußerst seeleneifriger Priester und energischer Mann geschildert, der in das schöne Stift seit seiner Amtserwählung, die am 8. Juli 1909 erfolgte, einen verjüngenden Geist brachte. Der Abt ist am 5. November 1867 zu Kreibitz (Nordböhmen) geboren und versah durch viele Jahre als Kooperator die Seelsorge. Zuletzt vor seiner Amtserwählung wirkte er als Pfarrer in Röhrendorf. Möge er noch recht lange die Würde begleiten und das Stift unter seiner Leitung blühen zum Segen für Kirche und Vaterland.

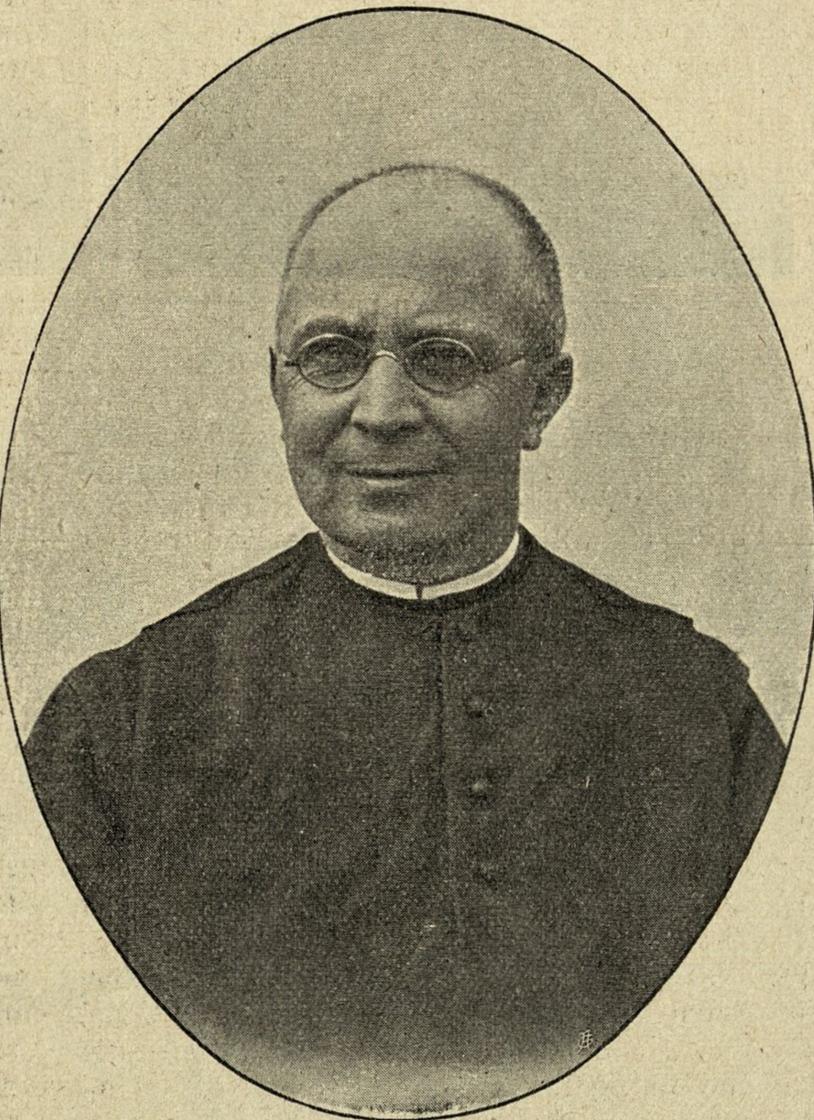
Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Silbernes Abtjubiläum des Abtes von Osegg. Am 26. Oktober feierte der Abt des alten Osegger Zisterzienserstiftes Prälat Meinrad Siegl sein silbernes Abtjubiläum. Viele Priester und Laien nahmen an diesem Ehrentage des allseits beliebten Kirchenfürsten teil. Er hat sich auch große Verdienste erworben. Viele Werke der Kultur, Bildung und der Wohltätigkeit hatten ihn schon zum Schöpfer. Er errichtete Schulen, Wohltätigkeitsanstalten, auch den Viquiker Kirchenbau führte er auf. Ungezählte Arme sehen zu ihm als ihrem großen Wohltäter auf. Abt Meinrad, der 42. Abt des großen Stiftes, wurde am 16. Oktober 1842 in Stengles in Böhmen geboren, erwarb sich am Komotauer Gymnasium seine Mittelschulbildung, 1863 nahm er das Ordenskleid und studierte in Leitmeritz und Innsbruck die hl. Theologie. 1867 wurde er zum Priester geweiht, 1869 zum Novizenmeister und 1882 zum Subprior ernannt, bis er am 26. Oktober 1886 auf den äbtlichen Thron erhoben wurde. Seitdem wirkte er von dort segensreich als Hirt und Priester. Seine großen Verdienste fanden so-

wohl bei der kirchlichen als auch staatlichen Regierung Anerkennung und Auszeichnung.

Kardinal Strbensky fordert die Erfüllung der religiösen Pflichten seiner Beamten. Ein großer Entrüstungsturm braust durch den ganzen freisinnigen Blätterwald, weil es der Prager Kardinal gewagt hat, seine Beamten auf die Erfüllung der religiösen Pflichten hinzuweisen; vor allem auf die Erfüllung der Sonntagspflicht u. den Empfang der Sakramente zur Osterzeit. Man sollte meinen, es sei das bei einem Kirchenfürsten ganz selbstverständlich, aber nein, die freisinnige Presse findet das als eine Gewissensthyrannei, als eine religiöse Knechtung, die nicht mehr in das 20. Jahrhundert paßt. Bekanntlich haben auch andere katholische Fürsten



Abt Amand John.

und Adelige ähnliche Erlässe herausgegeben und von dem Rechte Gebrauch gemacht, daß sie in ihren Diensten nur katholische Beamte, die es auch ernst mit ihren religiösen Pflichten meinen, angestellt wissen wollen. Wem es eben nicht paßt, dieses Brot zu essen, kann es sich ja wo anders suchen.

Kurze Nachrichten aus aller Welt. Der Kaiser verlieh dem Fürstbischöfe von Graz Dr. Schuster die Würde eines Geheimrates. Erzellenz Dr. Schuster ist schon 18 Jahre als Bischof tätig und hat sich um Kirche und Staat große Verdienste erworben. — Abt Adrian Zacher von Wilten in Tirol feierte am 15. Oktober sein 40-jähriges Priesterjubiläum. — Der griechische Bischof Emilianos von Gre-

vena (im türkischen Bezirke Monastir) wurde von Banditen überfallen und entführt. Tags darauf fand man ihn mit seinen Begleitern tot auf. — Ein anglikanischer Bischof warnt in einem Hirtenbriefe vor dem verbrecherischen Zweikindersystem und lobt bei dieser Gelegenheit die katholische Kirche, weil sie zuerst gegen die verderblichen Folgen der Einschränkung der Kinderzahl aufgetreten ist. — Vom 20.—22. Oktober wurde in der Kirche zu Dreieheligen in Innsbruck d. Dreihundertjahrfeier begangen. Die Kirche entstand infolge eines Gelöbnisses aus der Zeit der Pest. — Unter dem Beichtgeheimnis wurden letzter Tage in Brüssel 60.000 Franken, die von einem Diebstahl herrühren, zurückerstattet. — In der Baderborner Diözese

wurden heuer das erstmal Rekrutenerzittien abgehalten. An denselben beteiligten sich 1045 Mann.

— Der Papstpalast in Avignon wird in ein Museum umgewandelt. Es wird Meisterwerke der griechischen und römischen Bildhauerkunst bergen. Der Plan, den altherwürdigen Palast in ein Theater zu verwandeln, wurde vom französischen Unterstaatssekretär für schöne Künste bereitet. — Am 17. Oktober wurde der Dumaabgeordnete Fürst Trubezkoi von einem Studenten erschossen. — In Krakau ist der gewesene Reichsratsabgeordnete P. Stojalowski gestorben. Er hatte bei den Polen die christlichsoziale Bewegung eingeführt. — In Aussig stieß man bei Bohrungen nach Wasser auf eine warme Quelle. Das Wasser war 30 Grad Celsius warm. Die Untersuchung hat ergeben, daß es keinerlei Heilkraft hat. Es wird für Fabrikzwecke benützt. — Am 13. Oktober früh stieß in Aussig eine Verschieberlokomotive infolge dichten Nebels mit einem von Teplitz herkommenden Personenzuge zusammen. Ein Kondukteur wurde getötet und 25 Reisende zum größten Teil leicht verletzt. — In der Nacht zum 15. Oktober ereignete sich in Aussig-Schönpreisen abermals infolge dichten Nebels ein schweres Eisenbahnunglück, wobei 5 Be-

dienstete verletzt wurden. Es fuhr ein einfahrender Lastzug an einen anderen im Bahnhof stehenden an, wodurch die Lokomotive und mehrere Waggons schwer beschädigt wurden. — In den letzten Tagen wurden die Küsten Siziliens von einem Erdbeben heimgesucht. Durch dasselbe stürzten viele Kirchen und Häuser ein, auch mehrere Personen wurden getötet. Der Erdsplatt war 600 Meter lang und 30 Zentimeter breit. — In Serbien wütet die Cholera. Es kamen in den letzten Tagen 23 Fälle vor, von denen 11 tödlich verliefen. — Der dänische Unterrichtsminister ordnete eine behördliche Zensur für kinematographische Vorstellungen an, um zweideutigen Vorführungen vorzubeugen. — Am 22. Oktober feierte die musikalische

Welt den hundertsten Geburtstag des großen Tonkünstlers Franz Liszt. — In Rudolstadt duellierten sich zwei junge Gymnasiasten. Der Beweggrund war eine „Liebesgeschichte“. Die Forderung lautete auf Angelwechsel. Beim zweiten Angelwechsel wurde der Beleidigte vom Beleidiger tödlich getroffen. Solche Jungen hätten das Studium notwendiger, als diesem verbrecherischen Unfug zu huldigen. — Die Neuwahlen für den deutschen Reichstag sind auf den 12. Jänner des kommenden Jahres festgesetzt. — In Tarragona (Spanien) ist der Erzbischof Fornaguera im Alter von 80 Jahren gestorben. — Am 22. Oktober wurde in Pilsen vom Prager Kardinal Skrbensky die neuerbaute Redemptoristenkirche eingeweiht. — Anfang Oktober beging das Mariascheiner Anabenkennar die sechzigjährige Bestandsfeier. Der Tag wurde durch einen festlichen Gottesdienst begangen.

Osterreich.

Eine leichte Verführung des Kaisers. Unser Kaiser hat sich bei der Hochzeitsfeier seines Großneffen Erzherzog Karl Franz Josef auf Schloß Schwarzau etwas verführt. Es unterbleiben wohl die Fahrten in die Hofburg, sonst aber wurde eine Änderung der Lebensweise des Monarchen nicht vorgesehen.

Die Hochzeit im Kaiserhause. Am 21. Okt. wurde im Kaiserhause eine Hochzeit gefeiert. Seit einer langen Reihe von Jahren schritt wieder ein männlicher Sprosse des Habsburger Herrscherhauses Erzherzog Karl Franz Josef, mit einer ebenbürtigen Braut, d. jekigen Erzherzogin Rita, zum Traualtare. Zum feierlichen Trauungsakte auf Schloß Schwarzau, den der päpstliche Abgesandte Msgr. Bisleti vornahm, hatte sich auch der Kaiser als Großonkel und viele Mitglieder des Kaiserhauses und der Familie Bourbon-Parma eingefunden. Nach der Trauung hielt die Hochzeitsgäste ein reiches Mal noch einige Zeit beisammen. Das junge erzherzogliche Paar weilte gegenwärtig auf Schloß Wartholz bei Reichenau, später übersiedelt es nach Schloß Brandeis in Böhmen. Erzherzog Karl Franz Josef ist ein Sohn des verstorbenen Erzherzogs Otto und der Erzherzogin Maria Josefa, einer Schwester des sächsischen Königs. Er wurde am 17. August 1887 geboren, steht also im 25. Lebensjahre. Seine junge Gemahlin, eine Tochter der verstorbenen Herzogs Robert von Parma und der Herzogin Maria Antonia, steht am 20. Lebensjahre. An der jungen Erzherzogin wird ganz besonders ihre Pflichttreue, Anspruchslosigkeit und überaus große Herzensgüte, die tiefer Religiosität entspringt, rühmend hervorgehoben. Der Herzensbund des jungen erzherzoglichen Paares ist ein aufrichtiger Liebesbund, der jedem politischen Einfluß oder Vorteil fernsteht. Möge dem jungen Paare recht reiches Glück beschieden sein, das einst, wenn es den Habsburger Herrscherthron besteigt, auch seinem Volke, das

zu seiner Vermählung heiße Gebete zum Himmel sandte, zu teil werde.

Austritt aus dem Kaiserhause. Allgemeines Aufsehen erregte die Nachricht von dem Austritte des Erzherzogs Ferdinand Karl, eines Bruders des Thronfolgers Franz Ferdinand, aus dem Kaiserhause. Der Erzherzog hat auf alle Rechte und Titel verzichtet, um eine bürgerliche Braut, die Professorstochter Eleonora Czuber aus Prag heimzuführen. Der Erzherzog wird von nun an den bürgerlichen Namen Ferdinand Karl Burg führen und auf Schloß Kottenstein in Tirol Aufenthalt nehmen. Er verschmähte sogar einen Adelstitel, um als einfacher Bürger ganz ohne gesellschaftliche Verpflichtungen mit seiner späteren Gemahlin leben zu können.

Ministerkrise. Die parlamentarische Lage ist eine fast unhaltbare geworden. Der Ministerpräsident Gautsch braucht eine Arbeitsmehrheit, um wichtige Vorlagen noch bis zu Weihnachten erledigen zu können. Die Arbeitsmehrheit soll aus den Deutschnationalen, Polen, Tschechen und Italienern gebildet werden. Nun aber verlangen die Tschechen für diesen Dienst Forderungen, die von den Deutschnationalen mit Entrüstung zurückgewiesen wurden. Infolgedessen ist auch die Bildung einer Arbeitsmehrheit furchtbar erschwert und es steht der Rücktritt des Ministerpräsidenten Gautsch oder die Vertagung des Abgeordnetenhauses zu erwarten. Damit wäre allerdings auch das Schicksal der Prager Ausleichsverhandlungen besiegelt.

Deutschradikale Studentenkravalle in Wien. Wien war wieder einmal Zeuge der Bildunastaten deutschradikaler Kaufstudenten. Der neue Rektor der technischen Hochschule Suida hatte zu seiner Inaugurationsfeier auch die christliche Studentenschaft eingeladen. gegen die aber die „duldjamen“ deutschradikalen Kradabrüder krawallierten. Infolgedessen erließ der Rektor ein allgemeines Karbenverbot. Dies nun war der Anlaß zu den rohesten Vübereien seitens der freisinnigen Studenten. Sie erschwert nicht bloß die Anteilnahme der Festaäste, sondern beschimpften sogar den Rektor in rohester Weise. So sehen die freisinnigen Bildungsjüngel aus, die einstens dem Volke Führer sein wollen. Von Gerechtigkeitsfönn keine Spur.

Deutschland.

Der Zentrumsfieg in Elsaß-Lothringen. Bei den Wahlen in den neuen Landtag der Reichslande Elsaß-Lothringen hat das Zentrum einen herrlichen Sieg errungen. Gleich bei der Hauptwahl am 22. Oktober drangen 20 Zentrumskandidaten und 9 vom konservativ-nationalen Lothringer Block durch, während nur 2 Liberale und 5 Sozialdemokraten gewählt wurden. In 23 Bezirken finden noch Nachwahlen statt.

Italien.

Der Krieg in Tripolis. Die kriegerischen Zustände zwischen den Türken und Italienern dauern noch immer an. In der Nähe von Barka wurden am 23. Ok-

tober 8000 Italiener von den verbündeten Arabern und Türken überfallen und schwer bedrängt. 800 Italiener sollen auf dem Felde geblieben sein, während die Türken 180 Mann verloren. Die Italiener wagten auch einen Vormarsch auf die 30.000 arabischen Reiter, die im Hinterlande von Tripolis sich befinden, mußten aber bereits auf halbem Wege wieder umkehren, da die Pferde im Sande stecken blieben u. wegen des heftigen Durstes elend wurden. Den Italienern wird eine grenzenlose Grausamkeit nachgesagt. Sie sollen letzter Tage 40 Araber standrechtlich erschossen haben, welcher grausamen Handlung 300 aefanaene Araber beizwohnen mußten. Die Hinrichtung wurde unter Triumphgeschrei der Italiener vollzogen. Solche italienische „Sieae“ werden kein Ruhmesblatt in der Geschichte erhalten. Derartige Koberiten bringen wohl Barbaren fertig, aber kein Kulturbolk.

Portugal.

Die Monarchistenerhebung in Portugal. Die Königsanhänger unter Führung des Kapitäns Conceiros marschieren stetig vorwärts. In Montalegre haben die Köniansanhänger einen Sieg über die Republikaner davongetragen. Eine Eskadron Kavallerie wurde von den Königstreuen umzingelt und mußten sich ergeben. Die Infanterie ließ die Waffen im Stich und floh. Von dem Vorwärtsschreiten der Monarchisten berichtete auch Brinz Xaver, ein Bruder der Erzherzogin Rita, der zu ihrer Hochzeit nach Schloß Schwarzau vom Schlachtfelde herbeigeeilt war. Er sprach auch von großer Unzufriedenheit der republikanischen Truppen, deren Offiziere massenhaft zu den Monarchisten übergehen.

China.

Der Aufstand in China lodert noch immer heftig auf und droht Ordnung und Disziplin zu zerstören. Der Kampf der Aufständischen richtet sich gegen die herrschende Mandschu-Dynastie, die bei den Chinesen sehr verhaßt ist. Zwischen den Truppen und den Rebellen soll eine Schlacht stattgefunden haben. Die Kaiserlichen sind auf den ganzen Linie Sieger geblieben. Das Heer der Rebellen hat sich zum Teil ergeben, zum Teil ist es geflüchtet. Etliche Hundert sind von den Truppen in Hankau eingeschlossen worden. Bei dem eioenartigen Charakter des chinesischen Nachrichtenwesens ist es schwer festzustellen, welche von beiden Parteien in den Kämpfen um Hankau siegreich gewesen ist. Denn beide Parteien schreiben sich eigentllich stets den Sieg zu. — In den Kreisen der Regierung wird versichert, daß sich die Lage stündlich bessert, und daß der schließlich Triumph der Regierung sicher ist. Einen Sieg der Rebellen behaupten hingegen Nachrichten, die aus dem Süden Chinas direkt stammen.

Was noch kommt, ist unbekannt,
Doch es kommt aus Gottes Hand.

Missionswesen.

Stand der Missionen in Neuhebriden.

Die ersten Versuche, die katholische Religion auf die große Inselwelt Neuhebriden zu verpflanzen, unternahmen im Jahre 1606 mehrere Franziskanerpriester. Sie brachten damals öfter auf diesem Inselreich das hl. Messopfer dar, ja einmal sah dieses Eiland sogar einen Fronleichnamszug, der sich feierlichst mit dem Allerheiligsten die Küste entlang bewegte, dennoch aber dauerte es bis zum Jahre 1887, bis die ersten katholischen Glaubensboten festen Fuß auf dem weiten Archipel faßten. Zuerst mit dem Apostolischen Vikariat von Neu-Kaledonien verbunden, wurden die Neuen Hebriden 1901 zur selbstständigen Präfektur und 3 Jahre später zum Apostolischen Vikariat erhoben.

Die früheren Bewohner der Inselwelt scheinen auf einer achtbaren Stufe der Zivilisation gestanden zu haben. Davon zeugen der Reichtum und die Schönheit der noch lebenden Sprachen, die Trümmer ehemaliger Kanalisationsanlagen, die zahlreichen Überreste von Töpferarbeiten, deren Geheimnis verloren gegangen ist, die Kunstfertigkeit verschiedener alter Waffen und sonstiger Gegenstände, vorzüglich aber die Hunderte von Legenden, auf die die Missionäre stoßen und die ihnen die Überlieferungen aus alten Zeiten offenbaren. „Man ist erstaunt und erfreut zugleich“, schreibt der Apostolische Vikar Msgr. Douceré S. M., „im Wirrwarr der unglaublichsten Geschichten die Idee von der Unsterblichkeit der Seele und eines Gerichtes nach dem Tode, den Begriff und die Übung des Opfers und des Gebetes, die Erinnerung an ein höchstes und gutes Wesen, das den Menschen bildete und dem Erstlinge des Menschengeschlechtes eine Frau, und zwar nur eine gab, wiederzufinden.“

Die heutiaen Einwohner, deren Zahl auf etwa 50.000 Seelen geschätzt wird, gehören nach dem Urteile einiger Missionäre zu den größten Faulenzern der Welt und sind meist von einer beispiellosen religiösen Gleichgültigkeit. Die äußere Entwicklung der katholischen Missionen ist daher eine sehr langsame, und die Missionäre müssen sie vielfach noch durch eine lange Prüfungszeit der Kandidaten hemmen, um sich nicht von vornherein mit einer Masse lauer Christen zu belasten. Die Zahl der eingeborenen Katholiken d. Vikariates beträgt nach beinahe 25jähr. Arbeit nur etwa 1100 Seelen. Freilich wirkten auch der Mangel an Missionspersonal, der vorzeitige Tod von 8 Glaubensboten, von denen 4 von den Meereswogen verschlungen wurden, und die große Armut der Maristenmissionäre ungünstig auf den Fortgang des Befeuerungswerkes ein; aber der Charakter der Eingeborenen ist und bleibt das größte Hindernis.

Trotz der kleinen Zahl der Befeierten ist das Arbeitsfeld doch nicht unfruchtbar. 7 Inseln mit 19 Hauptposten und zahlrei-

chen Nebenstationen sind besetzt, und die Katechumenenzahl beträgt mehrere Tausende. Die sicherste Gewähr für schönere Zeiten bietet die Tatsache, daß die einmal bekehrten Insulaner mustergiltige Katholiken werden. Nach Msgr. Douceré schätzen sie vor allem das Gebet und die hl. Sakramente. „Man wird nur wenige finden“, schreibt der Apostolische Vikar, „die nicht täglich den Rosenkranz beten und alle Monate die hl. Kommunion empfangen. Manche nähern sich täglich dem Tische des Herrn. Auch besitzen sie Verständnis für die Heiligkeit der Ehe. Ganz unerlesene Seelen aber gehen aus unserer Katechistenschule hervor, Jünglinge, die uns voll Opferfreudigkeit im Apostolat zur Seite stehen. Sogar die Blüte des Christentums hat sich auf unserer Inselstirne entfaltet. 4 Jünglinge und 3 Jungfrauen legten ihre Gelübde in meine Hände ab und scharten sich für immer unter das Lilienbanner der Himmelskönigin.“

Erziehungswesen.

Kinder und Wirtshaus.

„Eines schickt sich nicht für alle!“ sagt ein altes Sprichwort. Das trifft namentlich bei Kindern zu. Wenn die allgemeine Zeit der Tanzvergnügen kommt, so hört man hin und wieder auch von Kinder-Bällen, die namentlich in den Großstädten veranstaltet werden. Und dann tanzen die kleinen Leute unter der Aufsicht Erwachsener und tun es den Alten gleich, weil sie es nicht erwarten können, bis sie das nötige Alter erreicht haben. Zu loben ist ein solches Vorgehen gewiß nicht, es hat eben alles seine Zeit; hier wird aber der Zeit vorgegriffen.

Noch verwerflicher aber als diese Veranstaltungen ist das Mitnehmen der Kinder in die Wirtshäuser zu Spiel- und Trinkgelagen. Abgesehen vom Aufenthalt in einer rauchgeschwängerten, von üblen Gerüchen erfüllten Atmosphäre, gewöhnen sich die Kinder an das schwelgende Leben und nehmen Eindrücke in sich auf, die für die zarte Kinderseele niemals zum Nutzen sein können. Jeder Erwachsene weiß, daß am Bierisch mitunter Reden geführt werden, die nicht immer passend sind für anständige Leute, vielweniger für Kinder, die gerade auf die Gespräche anderer begierig lauschen. In Wirtshäusern geschehen Dinge, die den Kinderaugen verborgen bleiben sollten und deshalb gehören eben Kinder nicht ins Wirtshaus.

Im Wirtshause wird die Genußsucht und die Leichtlebigkeit großgezogen, im Wirtshause ist schon mancher früher brave Familienvater zum Trunkenbold geworden und hat das Unglück über sich und seine Familie gebracht. Gar manches Wirtshaus ist die Pflanzstätte des Lasters und der Verworfenheit.

Trotz alledem gibt es unverständige Väter und Mütter, die ihre Kinder zu allen möglichen passenden und unpassenden

Unterhaltungen in die Wirtshäuser mitnehmen. Sie sagen: sie müssen auch etwas sehen und hören, man muß ihnen doch auch etwas bieten. Früher hieß es: die Kinder gehören zeitig ins Bett, sie müssen nicht überall dabei sein. Man darf sich doch wahrlich nicht wundern, wenn die Kinder entarten und Gewohnheiten sich aneignen, die nicht zum Segen des einzelnen und der Familien reichen, wenn ihnen eine derartig verkehrte Kindererziehung zuteil wird.

Kinder sollen das Vaterhaus lieben und achten lernen und deshalb werden vernünftige Eltern nach alter, erprobter Sitte ihnen die Liebe zum häuslichen Herde anerkennen und sie fernhalten von den schädlichen Einflüssen des Wirtshauslebens.

Gesundheitspflege.

Alterprobt natürliche Heilmittel für jedermann.

(Kräuter und Heilmittel.)

Von C. Seck-Wörishofen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß Kneipp es war, der die Kräuter als Heilmittel wieder volkstümlich machte. Ganz war die Kenntnis ihrer Verwendung zu Heilzwecken ja nicht im Bewußtsein des Volkes verschwunden, denn auf dem Wege der mündlichen Überlieferung hatte sich bei der ländlichen Bevölkerung eine große Vorliebe für die Kräuter als Heilmittel zäh erhalten. Aber es war just an der Zeit, daß Kneipp seine mächtige Persönlichkeit für die allgemeinere Verwendung der Kräuter einsetzte. Wohl waren viele derselben noch immer in den Apotheken offiziell, das heißt, sie mußten nach den für die Apotheken geltenden Vorschriften vorrätig gehalten werden, allein die richtige Volkstümlichkeit fehlte den billigen unansehnlichen Kräutertees. Man hatte eben im allgemeinen schon angefangen, eine schön ausgestattete Schachtel mit einem geheimnisvollen Pulver und ein Fläschchen mit auf den Inhalt bezüglichen lobpreisenden Aufdruck den schlichten Kräutern vorzuziehen.

Die Kräuter können natürlich nur dann ihre volle Wirksamkeit enthalten, wenn sie nicht zu lange gelagert haben, was hauptsächlich bei jenen Sorten der Fall sein dürfte, die selten verlangt werden. In Wörishofen, dessen engere und weitere Umgebung sehr reich an Heilpflanzen ist, ist die Nachfrage natürlich besonders groß und man ist daher sicher, stets gute Kräutertees zu bekommen. Verfasser ist gern bereit, Bestellungen zur Ausführung zu übernehmen.

Daß schwere, tiefeingewurzelte Erkrankungen ausschließlich durch Kräutertees geheilt werden können, ist natürlich — allgemein gesagt — ausgeschlossen, wie wohl auch einzelne Fälle bekannt sind, in denen in zuverlässigster Weise über derartige weitgehende Wirkungen berichtet

wird. Im allgemeinen darf man sagen, daß die Kräuterkuren, wie wohl auch selbständig für sich zu gebrauchen, doch Hand in Hand gehen sollten mit einer sonstigen Behandlung.

„Krankheiten verhüten ist bekanntlich leichter als Krankheiten heilen.“ Und gerade die Vorbeugung gegen Krankheiten, die Gesunderhaltung durch eine naturgemäße Lebensweise ist ein Wirkungsgebiet der Naturheilmethode, das in seiner seltensreichen Bedeutung von keiner Seite angestritten werden kann. Wie manche schwere Krankheit könnte vermieden werden, würde der einzelne die wichtigsten krankmachenden Ursachen kennen und sie vermeiden; wie manche schwere Erkrankung könnte vermieden werden, wenn man schon beim ersten Auftreten des Krankheits Symptoms das Selbstheilbestreben des Organismus durch eine (unter allen Umständen unbedenkliche) Kräuterkur unterstützt. In diesem Sinne gebraucht, werden die Heilkräuter ihren durch Jahrhunderte begründeten Ruf sicher rechtfertigen. Und auch bei schweren Erkrankungen wird man eine Kräuterkur neben einer anderen Behandlung mit Erfolg gebrauchen können; Probieren geht über Studieren!

Im Nachfolgenden sollen nun einige der bekanntesten Kräuter in Kürze besprochen werden.

Für Haus und Küche.

Karpfen mit Gewürz. Wenn der Karpfen gepulzt und gesalzen ist, legt man ihn mit dem Rücken nach unten in eine Bratpfanne, gibt 10 bis 15 Pfefferkörner und 4 Gewürznelken dazu, übergießt dann den Fisch mit Rahm und Butter und bestreut ihn mit Semmelbröseln. Ist er fertig gebraten, was ungefähr dreiviertel Stunden dauert, wird er auf die Schüssel gelegt, den Rücken nach oben. Nun mischt man die Sauce mit Petersilie- oder Erbsenwasser, welche passiert unter den Fisch gegossen wird; er wird mit kleinen Kartoffeln aufgetragen.

Biersuppe. Ein Halbliter helles Bier und ein Viertelliter Wasser werden zusammen aufgekocht, geschäumt und gesüßt sowie gesalzen. Man verdickt die Suppe mit einer hellen Einbrenne aus Butter und Mehl, rührt sie mit zwei Eigelb und vier Löffeln saurem Rahm ab und serviert sie mit kleinen gerösteten Semmelwürfeln. Das Weiße der Eier wird zu steifem Schnee geschlagen und auf die Suppe gesetzt.

Gingemachtes Kalbfleisch. Ein halbeigroßes Stück Butter läßt man in einer Kasserolle zerfließen und darin 2 Löffel Mehl gelb anlaufen; hat man nun das Kalbfleisch in zwei fingerdicke Stücke geschnitten, so wird es in die gelbe Einbrenne gegeben. Das Fleisch wird darin etwas gedünstet und mit Suppe aufgegoßen, dann ein Stückchen Majoran dazugegeben und nun das Kalbfleisch weichkochen gelaf-

sen, worauf es angerichtet und die Sauce darüberpassiert wird.

Für den Landwirt.

Wie viel Dünger erzeugen die Haustiere bei guter Fütterung und Einstreu alljährlich.

Die genauen Erhebungen haben ergeben, daß ein Pferd, abzüglich des bei der Arbeit verloren gegangenen Düngers jährlich 175 Meterzentner guten Stalldüngers zu erzeugen vermag. Ein Mastochse dagegen 300 q, ein Arbeitsochse 200 q, eine Kuh 225 q, ein Schwein 30 q, ein Schaf 18 q. — An Sauche liefern diese Tiere alljährlich folgende Mengen: 1 Kuh 40 hl, 1 Pferd 15 hl, 1 Schwein 6 hl.

Die dem Vieh gereichten Futterstoffe gelangen auf verschiedene Weise zur Verarbeitung. Bei dem Milchvieh gelangt ein Teil der im Futter gereichten Nährstoffe in die Milch, bei den Wollschafen werden einzelne Nährstoffe zur Wollbildung, bei trächtigen Tieren aber viele Nährstoffe zur Ausbildung des Fötus gebraucht. Junge, im besten Wachstum begriffene Tiere brauchen viel Futterstoffe zum Ausbaue ihres Körpers. Um diese Stoffe werden also der Dünger und die Sauche ärmer. Die beste Sauche und die besten Exkremente wird ein ausgewachsener Mastochse liefern, welcher in der letzten Zeit der Mastung steht, weil er dem Futter verhältnismäßig wenig Nährstoffe entzieht.

Wer reichlich mit Körnern und gutem Heu füttert, entzieht seinen Kulturböden mehr Phosphorsäure als Kali. In 10 Meterzentnern guten Stalldüngers sind z. B. enthalten: 6.3 Kilo Kali, 7 Kilo Kalk und 2.5 Kilo Phosphorsäure. Es ist das ein Beweis, daß das Milch- u. Mastvieh außerordentlich viel Phosphorsäure zur Ausbildung seines Körpers braucht, namentlich zur Bildung des Knochengewebes. Die Knochen bestehen ja aus Phosphorsäure und Kalk. Da auch durch den Verkauf von Körnern, Stroh, Heu, Milch, Eiern usw., noch viel Phosphorsäure aus der Wirtschaft wandert, wäre eine Verarmung unserer Böden an Phosphorsäure unvermeidlich, wenn nicht durch Zukauf von Thomasmehl zum Stalldünger dieser Verlust wettgemacht werden würde.

Je reichlicher die Tiere ernährt werden, desto voller ist auch der Dünger! Das gibt uns den Fingerzeig, auf die Düngung unserer Felder und Wiesen die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verwenden. Dem Ausspruche: „Je reichlicher die Ernährung der Tiere, desto besser der Dünger“, kann man gewiß auch eine andere Form geben mit den Worten: „Je besser das Futter, desto besser der Dünger!“

Gemeinnütziges.

Die Reinigung der Ruchengewächse, besonders von Schnecken und kleinen Insekten, die in den Falten der Blätter festkle-

ben, verdient besondere Aufmerksamkeit, die aber oft von Dienstboten nicht gehörig beobachtet wird. Ein Mittel, um sich gegen solche unwillkommene Zuspeise zu schützen, besteht einfach darin, daß man Gemüse, Salat usw., wenn sie zur Zubereitung hergerichtet sind, einige Minuten in Salzwasser legt, wodurch ihr Geschmack nicht benachteiligt, im Gegenteil oft verbessert wird. Um Schmeißfliegen vom Fleische abzuhalten, reibe man dasselbe mit dem bekannten Suppenkraut Estragon ein. Das Fleisch erhält außerdem dadurch einen angenehmen Geschmack.

Gegen saures Aufstoßen während der Verdauungszeit wird empfohlen, sobald man das Aufstoßen verspürt, nehmen man einen Schluck kalte oder lauwarme Milch. Dadurch wird das Aufstoßen sofort unterdrückt und durch längere Zeit ganz beseitigt.

Gegen Insektenstiche. Ein billiges und wirksames Mittel gegen Insektenstiche ist Zwiebelsaft. Nachdem der Stachel herausgezogen ist, bestreicht man die verwundete und geschwollene Stelle mit einer durchschnittenen Zwiebel. Der Schmerz wird bald verschwinden und die Geschwulst abnehmen. Statt des Zwiebelsaftes kann man auch den Saft des Hauslauches (*Sempervivum tectorum*) oder der Aloe nehmen. Da Insektenstiche zuweilen gefährliche Folgen haben können, so ist es notwendig, daß man immer gleich ein entsprechendes Heilmittel anwendet. Da man nicht immer Zwiebeln, Hauslauch usw. zur Hand hat, so sei noch auf einige einfache Mittel aufmerksam gemacht, die man im Notfalle zur Anwendung bringen kann, nämlich auch Speichel, Ohrenschmalz und feuchte Erde.

Buntes Allerlei.

Ein guter Kerl.

Bäuerin (zum Mann, der soeben vom Gericht nach Haus kommt): „Nun, was hat denn der Seppel für Straf kriegt, daß er Di a Kamel geheißt hat?“ — Bauer: „20 Mark Geldstraf!“ — Bäuerin: „O mei, woher soll denn der das viele Geld nehmen?“ — Bauer: „Hat's schon — i hab's ihm pumpt!“

Landesvater.

Ein Tübinger Student hatte eine von mehreren Landesvätern durchstochene Mütze in die Ferien ins Elternhaus mitgebracht. Eines Tages traf er seine Schwester am Arbeitstisch, die ebendaran war, diese Löcher, von deren heiliger Bedeutung sie natürlich keine Ahnung hatte, zuzunähen. Er riß ihr die Mütze aus der Hand mit den Worten: „Um Gotteswillen, was willst Du denn da machen? Das sind ja Landesväter, die darf man nicht zunähen!“ Man bedenke sich das verblüffte Gesicht der Guten, als sie erfuhr, daß diese Löcher Landesväter seien. Derselbe Student brachte aber in den nächsten Ferien auch ein paar zerrissene Beinkleider mit, und als seine Mutter sich hinsetzte, um die-

selben auszubessern, rief die Schwester, die das bemerkte, ihr zu: „Um Gotteswillen, Mutter, da darfst Du nichts daran nähern, das sind Landesväter!“

Rezept zum Glückseligsein.

Nimm ein Quintchen guten Willen
Und ein Lot Verträglichkeit;
Eine tüchtige Dosis Frohsinn,
Fünzig Gramm Bescheidenheit;
Misch in diese Ingredienzien
Gottvertrauen noch hinein,
Und du hast für alle Zeiten
Das Rezept zum Glückseligsein!

Aus der Schule.

Ein Lehrer besprach Davids Kampf mit dem Riesen Goliath. Ein Knabe liest. Sein Lesen ließ jedoch viel zu wünschen übrig und der Lehrer trat mit dem Stocke in der Hand auf den Jungen zu. Dieser, die Gefahr erkennend und weil eben dort angekommen, liest mit lauter Stimme: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?“

Kirchhofspoesie.

In Zglau finden sich auf hohem Mar-
morsteine folgende Worte eingegraben:

„Im Leben wie Zinnober,
Im Tode freidebleich,
Gestorben am 9. Oktober,
Am 11. war die Leich.“

Auf einem Prager Friedhose konnte
man auf einem Steine folgendes lesen:

Hier ruht Johannes Miest,
Im Leben ist er gewesen
Schneider aus Prag —
Hat gearbeitet Tag und Nacht!
Was war schuld an seinem Tod?
Unausgebak'nes Laibel Brot.

Abgeblüht.

An der Mittagstafel eines Hotels in einem rheinischen Kurort führte einer aus jener Gattung der Norddeutschen, welche sich wegen ihrer anmaßenden Geschwätzigkeit überall unbeliebt zu machen verstehen, das große Wort. Ihn ärgerte es offenbar, daß ein in seiner Nähe sitzender elsässischer Pfarrer sich mit 2 französischen Tischgenossen in der diesen allein geläufigen französischen Sprache unterhielt: „Ich muß Ihnen eine schnurrige Geschichte erzählen, meine Herren,“ hub er unvermittelt mit laut über den Tisch schallender Stimme, mit einem Seitenblick auf die drei französisch sprechenden Tischgenossen an. „Ein mir bekannter Viehhändler in Berlin erhielt dieser Tage einen großen Viehtransport. In diesem befanden sich drei französische Schweine, welche nur französisch sprachen. Sie sagten fortwährend: Oui, oui!“ Beinliches Schweigen entstand, das alsbald der elsässische Pfarrer unterbrach, indem er sagte: „Diese Geschichte ist mir bekannt, aber der Herr aus Norddeutschland hat sie nicht bis zum Schlusse erzählt, gestatten Sie mir, den Schluß anzufügen. Unter jenem Viehtransport mit den drei französischen Schweinen befand sich auch ein norddeutscher Esel, der nur berlinerisch redete, indem er stets sagte: Ja, i—a!“ — „Aber,

Herr Pfarrer,“ hub alsbald der norddeutsche Herr an, „Sie haben doch wohl nicht angenommen, daß ich mit meiner Geschichte Sie und Ihre Nachbarn habe beleidigen wollen.“ — „Gott bewahre,“ entgegnete seelenruhig der Pfarrer, „dasselbe werden Sie auch von mir nicht glauben. Ich habe mir nur gestattet, den Schluß einer Geschichte zu erzählen, die Sie wiederzugeben begonnen hatten.“ Seit jener Zeit erzählte der norddeutsche Herr in Gegenwart des schlagfertigen elsässischen Pfarrers keine Geschichten mehr.

Der Eingeseifte.

Zu einem biederem Haar- und Bartkünstler kam ein Fremder, um sich rasieren und die Haare schneiden zu lassen. Wohl knurrte dem Meister der Magen vor Hunger, weil es Zeit zum Essen war, es hinderte ihn jedoch nicht, selbst Hand an die Locken des Gastes zu legen. Als er mit dieser Arbeit fertig war, meldete sich der Magen noch energischer und der Meister überließ die Entfernung der Bartstoppeln aus dem Gesichte des Gastes seinem Gehilfen. Dieser nahm dienstbeflissenen Rasierschüssel und Seife zur Hand und gewissenhaft bearbeitete er damit das Gesicht des Gastes. Der Seifenschaum war fingerdick und der Gehilfe begab sich zum Waschtisch, seine Hände zur Hauptarbeit zu säubern. Doch der Spiegel vor ihm verriet, was hinter seinem Rücken geschah: der eingeseifte Gast ließ in Seelenruhe zwei Rasiermesser in seiner Rocktasche verschwinden. Der Gehilfe tat, als hätte er keine Ahnung von diesem Mißgriffe u. begann das Verschönerungswerk. Die rechte Wange des Gastes und auch das halbe Kinn waren bereits glatt wie ein Spiegel, als der Gehilfe plötzlich das Rasiermesser zusammenklappte und erklärte, er könne die linke Gesichtshälfte nicht eher rasieren, als bis die beiden Messer aus der Rocktasche des Gastes wieder an ihren ursprünglichen Platz gebracht wären. Der Gast legte die Messer wieder hin, wo sie früher gelegen. Der Gehilfe erklärte nun, er könne nicht weiter rasieren, ehe der Gast den Lohn von einer Krone nicht erlegt hätte. Dies konnte der Gast nicht, denn seine gesamte Barschaft bestand aus zehn Hellern. Der Gast bedrohte mit einem rasch geöffneten Rasiermesser den Gehilfen. Dieser eilte jedoch auf die Straße, drehte den Schlüssel ab und rief die Wache. Die heilige Hermudad erschien prompt und der Gast wurde mit vorgestekter Serviette rechts rasiert, links eingeseift und unter großem Hallo aufs Polizeikommissariat geführt.

Zweideutig.

Eine junge Dame sprach nach beendigtem Vortrag eines Liedes zum Hausarzt: „Wie gefiel Ihnen meine Arie, Herr Doktor?“ — Arzt: „Ich bin eigentlich zu sehr Laie, gnädiges Fräulein, um mir ein Urtheil zu erlauben. Indessen, wie nennt man jene Stelle, wo die Stimme so leise wird, daß man sie fast gar nicht hört?“ — Junge Dame: „Ach Sie meinen das Pianissimo?“

— Arzt: „Sehen Sie, das Pianissimo — das gefiel mir am besten.“

Indirekt.

Apotheker (der spät abends herausgeflingelt wird): „Eis wollen Sie? Das wird aber zu dieser Zeit nur für Krankzwecke abgegeben.“ — Dienstmädchen: „Soll's auch sein; die gnädige Frau ist krank.“ — „Wieviel wünschen Sie denn?“ — „Na, ein paar große Stücke für den Weinkühler.“ — „Da hört aber doch alles auf! Ich denke, die gnädige Frau ist krank?“ — „Freilich, der Herr wacht diese Nacht bei ihr, und da will er sich ein paar Flaschen kalt stellen.“

Der Orden.

Der alte Frik verlieh während des Friedens einem Offizier einen Orden. „Majestät“, erwiderte der eigensinnige Krieger, „einen Orden kann ich nur auf dem Schlachtfelde annehmen.“ — „Ach was, lachte der alte König, „sei er kein Narr und häng' er das Ding an. Seinetwegen kann ich keinen Krieg anfangen.“

Am Notsignal.

Nicht weit von der Station Eisenach ertönte die Pfeife der Lokomotive, und da dieselbe durch die Signalleine in Tätigkeit gesetzt worden, brachte der Lokomotivführer, so schnell es ging, den Zug zum Stehen. Darauf sah man nach, was vorgefallen sei und es stellte sich heraus, daß sich die Leine um das Horn eines aus dem Viehwagen schauenden Ochsen geschlungen hatte. Die Versuche des Tieres, sich wieder frei zu machen, ließen die Pfeife ertönen und den Zug anhalten. Man befreite den Ochsen von der Leine und fort ging es wieder.

Die vornehme Heirat.

Bei einem Ausfluge trafen sich einige Freunde aus alter Zeit. Im Verlaufe des Gesprächs sagte eine Frau zur anderen: „Wie, Gevatterin, ist es wahr, daß Ihre Tochter eine so gute Heirat macht, wie man sich erzählt?“ — „Kennen Sie,“ entgegnete die Gefragte, sich in die Brust werfend, „kennen Sie den Herzog von Valence?“ — „Wie! ist es möglich? den wird sie heiraten?“ — „Ja, meine Liebe, sie heiratet den Neffen des Bedienten des Herzogs von Valence.“ — Es kommt nur auf die Auslegung an.

Undankbarkeit.

„So is et in diese Welt!“ sagte ein angeheiteter Berliner vor dem Kirchhose, als eben ein mächtiger Leichenzug an ihm vorüberkam, „wenn so en beriehmter Mann stirbt, wie der da, den sie jetzt inbudehn, denn sind se alle da und machen Zesichter. Wenn aber en beriehmter Mann jeboren wird, ja denn kimmert sich keene Rake um ihn und das is eben die Undankbarkeit von des menschliche Zeschlecht.“

Sie wußte es.

Eine leidende Dame reiste nach einem Badeorte, wo sie in einer Pension wohnte. „Ist die Luft hier gesund?“ fragte sie einen Pensionär. — „O ja, ich denke doch,“ war die Antwort. Als ich hierher kam, hatte ich gar keine Kräfte. Wenn Sie mir

gejagt hätten, ich sollte durchs Zimmer gehen, so hätte ich es nicht gekonnt. Ich hatte kaum ein Haar auf dem Kopfe und wog so wenig, daß man mich hätte auf einer Briefwage wiegen können.“ — „Ach, nun habe ich noch Hoffnung“, sagte die Dame. „Und sind Sie schon lange hier?“ — „O ja, ich wurde hier geboren.“

Der Berliner Lehrjunge.

„Ach, Meister, ich habe meen Gesicht verloren,“ klagte ein Lehrbursche seinem Meister, „guck er mal, ich kann schonst nicht mehr die Butter uff meinem Brote erkennen.“ Der Meister schallt seine Frau, daß sie ihm so wenig Butter aufgestrichen habe, und befahl, demselben noch ein Stück Käse zu geben. „Ach, Meester, Meester,“ rief der Junge. „Nu, wat is denn wieder?“ — „Nun hab' ich meen Gesicht wieder gekriegt, nu kann ich das feinste Geschriebene durch den Käse lesen.“

Der Magnet.

Der kleine Moriz, der von seinem Vater über Land geschickt wurde, um Geschäfte zu machen, kommt ununterrichteter Sache zurück, und klagt, daß er den Weg verfehlt habe; es wären nur mehr 500 Schritte bis zum Dorfe gewesen, da sei er aber an einem Bach gekommen, den zu überspringen er nicht gewagt habe. Gott, was bist Du für ein schlechter Geschäftsmann! jagt darauf sein Vater. Als ich so alt war wie Du und ich bin gekommen an'n Graben, wo ich hinüber mußte und mir fehlte der Mut; hab' ich geworfen meine Geldbörse an das gegenseitige Ufer des Baches und ich kann Dir sagen — ich bin jedesmal nachgesprungen.

Uhrwerk und Bibel.

Wenn Eins die Uhr schlägt, dann bedenket Und habt besonders darauf acht, Ein Gott ist nur, der alles lenket, Der uns beschützet und bewacht.

„Du sollst Gott über alles lieben.“
Der Heiland gab uns dieses kund,
„Den Nebenmenschen nicht betrüben“;
Da schlägt die Uhr die zweite Stund'.

Und sollt' die dritte Stunde schlagen, —
Drei Tugenden, die Gott uns weist.
Das Zeichen machen wir und sagen:
„Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.“

Die böse Leidenschaft bezwinge,
Auch wenn das Herz in Sturm bewegt.
Bedenket der vier letzten Dinge,
Wenn schon die vierte Stunde schlägt.

Fünf Wunden zeigt der Herr im Tode,
Der uns're Sündenlasten trägt;
Die Kirche gab uns fünf Gebote,
Bedenket dies, wenn's fünf Uhr schlägt.

Und mit dem sechsten Stundenschlage? —
Sechs Sünden gen den heil'gen Geist
Verabscheuet, sonst kommt die Plage
Von Dem, der uns mit Gnaden speist.

Das Uhrwerk schlägt die Stunde „sieben“,
Sieb'n Gaben gibt der heil'ge Geist,
Darum wir bitten und uns üben,
Worin er selbst uns unterweist.

Ob and're Menschen, and're Zeiten,
Die Stunde „acht“ hat großen Wert,
Sie deutet die acht Seligkeiten,
Die uns der Heiland einst gelehrt.

Die Stunde neun, die fremden Sünden
Wend' ab, o Herr, zu jeder Zeit,
Damit wir einstens Gnade finden,
Wenn wir von dieser Last befreit.

Die zehn Gebote sind gegeben
Durch Moses uns aus Gottesmund;
Sie sind Gesetz für's ganze Leben —
Und dies zeigt uns die zehnte Stund'.

Die Stunde elf! — Was steht geschrieben?
Gleicht den Aposteln, — denn bedenkt:
Es waren nur noch elf geblieben,
Als der Verräter sich erhängt.

Noch treibt das Werk den Perpentikel,
Die zwölfte letzte Stund' es ist.
Der Glaube, diese zwölf Artikel,
Die halte fest als guter Christ.

Anton Diska.

Zeitgeschichtchen.

— Das Kind im Geldschrank. In einem Erfurter Hause ging die 14jährige Tochter eines Geschäftsinhabers in den offenen großen Tressor und ein Lehrling warf ahnungslos die schwere Eisentüre zu. Bald hörte man Hilferufe des Mädchens, das in Erstickungsgefahr geriet; denn der Kaufmann, der den Schlüssel hatte, war ausgegangen. Hausbewohner und ein zufällig in der Nähe befindlicher Maurer schlugen nun mit größter Anstrengung ein Loch in das Mauerwerk, so daß dem eingesperrten Kinde vorläufig wenigstens Luft zugeführt werden konnte, bis nach der späteren Rückkehr des Vaters die Befreiung erfolgte.

— Durch Alkoholgenuß. Aus Strassburg wird gemeldet: Der Inhaber des Hotels „Hohkönigsburg“ hätte unlängst beinahe sein Leben eingebüßt infolge eines leichtsinnigen Streiches des Kunstmalers Sch. aus Strassburg. Sch weilte mit dem Kastelan der Hohkönigsburg und einigen Bekannten im Hotel, wobei dem neuen Wein reichlich zugesprochen wurde. Die Gemüter der Gäste wurden allmählich erhitzt, und man stellte Kraftproben an. Sch., der im Ringen alle zu Boden warf, wurde schließlich von dem Besitzer des Hotels, Onzelet, bezwungen. Plötzlich zog er in der Erregung und in der Trunkenheit seinen mit sechs scharfen Patronen geladenen Revolver; es frachte ein Schuß und der Wirt sank mit durchschossenem Halse zu Boden. Einem glücklichen Zufall ist es zu danken, daß Schlagader und Halswirbel nicht verletzt worden sind, so daß der Verwundete wohl mit dem Leben davonkommen wird. Sch. irrte in der Morgenfrühe ohne Gut in Bergheim um-

her, wo er von dem Gendarmen festgenommen und dem Amtsrichter in Rappoltsweiler zugeführt wurde. Nach seiner Vernehmung wurde er wieder auf freien Fuß gesetzt.

— Das Haus des Unglücks steht in Petersburg und jedermann kennt es; es ist das Haus Nr. 16 und gehört dem Staate. Der letzte Bewohner war der ermordete Ministerpräsident Stolypin. In diesem Hause wurden alle Bewohner von dem Unglück heimgesucht. Vor 32 Jahren wurde Generaladjutant Mesenzoff, der Onkel der Frau Stolypin, in diesem Hause durch Revolutionäre ermordet. Sein Nachfolger, General Potazoff, wurde in demselben Hause bald darauf wahnsinnig. Ihm folgten die beiden Minister des Innern Sipiagin und Plehwe, die beide als blutige Opfer der Nihilisten und der Revolution fielen. Dagegen haben drei andere Minister des Innern es abgelehnt, das Unglückshaus zu beziehen: Graf Boris Melikoff, Graf Tolstoi und Durnowo. Keiner von ihnen ist je das Ziel eines Attentates geworden. Der neue russische Ministerpräsident Kokotzow hat bereits auf die Inanspruchnahme der verhängnisvollen Dienstwohnung, das Haus Nr. 16, verzichtet.

Rätsel-Aufgaben.

Wenderrätsel.

Du kennest mich als einen Baum,
Steh' an dem Weg, am Waldesfaum.
Setzest du meinen Fuß voran,
Lebt' einst ich nah bei Kanaan.

Rätsel.

Die Anfangsbuchstaben der zu suchenden Wörter ergeben, von oben nach unten, sowie die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, den Namen eines berühmten Mannes und seine Erfindung:

1. Berühmter Schlachtenort
2. Deutscher Dichter
3. Exotischer Vogel
4. Handwaffe
5. Chemischer Begriff
6. Leichtes Kriegsfahrzeug
7. Badeort in Thüringen
8. Naturerscheinung.

Scherzfrage.

Welche Wand fällt niemals ein?

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Sonnenschein.

Bilderrätsel:

Ein hohes Kleinod ist der gute Name.

Richtige Lösungen sandten ein:

Hochw. Peter Egger, Lajen (Tirol); M. Puz; Matth. Schreiner, St. Lorenzen a. W.; Franz Herrgesell, Schönwald.

Richtige Lösungen aus Nr. 18 sandten noch ein:

Franz Herrgesell, Schönwald; Georg Kaas, Neudorf; Karol. Kzippa, Neuharzdorf; P. Beda Pöbiger, O. S. B., Marienberg; Jos. Zimmermann, Görz; aus Nr. 19: Matth. Schreiner, St. Lorenzen a. W.; Franz Herrgesell, Schönwald; Ludw. Pirker, Strassburg; Wenzel Helmer, Chotieschau.



BRASIL

Terpentinöl-Krem

Der „echte“ brennt durch Entzünden mit einem Streichholze

Der „echte“ ist aus Brasilwachs mit fettem Terpentinöl hergestellt

Der „echte“ ist niemals eine Wachsemulsion

Der „echte“ brennbare ist in der Fabrikation der teuerste reellste

Beide Sorten werden aber im Laden zu gleichen Preisen verkauft.

Der echte ist 2 mal so ausgiebig.

Der „echte“ friert weder im Laden noch am Schuhzeug.

Der „echte“ hält das Schuhzeug trocken,

Kaufen Sie daher nur den „echten“ Brasilkrem oder Oskaria-Krem, der wieder in der alten berühmten Qualität überall zu haben ist.

Chemische Fabrik, Richard Mendl, Reichenberg.

Verehrte Hausfrau! Interessant ist es für Sie, zu erfahren, wie Schuhkrem erzeugt wird. In der Hauptsache gibt es zwei Sorten, von den andern soll hier nicht die Rede sein.

Wachs-Krem

der mindere brennt nicht.

der mindere aus Brasilwachs mit Wasser.

der mindere immer mit Harz, Wachs und Wasser.

der nicht brennbare der billigste.

Der Wasserkrem wirkt hygroskopisch (Wasser ansaugend).

Der Wasserkrem muß vor Frost geschützt werden u. friert am Schuhzeug, niemals der Wachs-Krem aus Wasser, er ist nur emulsiert.

Weg mit dem Wasserkrem, denn Wasser kostet nichts und ruiniert das Schuhzeug.

Suche im Auftrage
zahlungsfähiger Käufer: Geschäfte u. Häuser, Villen u. Liegenschaften jeder Art Umgehende Offerten an **Gehardt & Somuth, Zürich IV.**

Das Liebesmahl des Herrn,

von Jesuitenpater L. Soengen, mit 42 ausführlichen Kommunion-andachten, besonders empfohlen auf dem Eucharistischen Kongreß in Köln, erlebte in 1 1/2 Jahren 8 große Auflagen, ein Zeichen, daß es wirklich ein ganz vorzügliches u. gediegenes Beicht- und Kommunionbuch ist. Es kostet in Feindruckausgabe geb. K 2.10, 2.65, 3.50, und teurer, in Grobdruckausgabe geb. K 2.40, 4.00, 4.75 und teurer und ist in allen Buchhandlungen erhältlich.

Verlag **Buchon u. Berker, Revelaer Rh.**

Billigste Einkaufsquelle!

Handgewebte Leinwand Rasenbleiche,

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Zulettis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschir- und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunenn usw.

Fabrikniederlage der „Monopolgewebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikpreisen empfiehlt das

Versandgeschäft Paul Hentschel
(früher Marie Hentschel)

Schluckenau in Böhmen.

Muster auf Verlangen franko, doch ist deren Rücksendung Bedingung.

2 K 40 h Reklamepreis
per Stück. ::

Leintücher ohne Naht, 150/200 cm groß, fest und kernig, mit bestem Flachsgarn gewebt, prachtvolle Ware.

|| 150/225 cm kostet dieselbe Ware 2 K 70 h. ||

Mindestabgabe 6 Stück per Nachnahme. — Nicht-entsprechendes wird zurückgenommen, Geld rückerstattet. — Für Solidität bürgt 45-jähriges bestes
:: Firma-Renomnee. ::

Leinenfabrik **Jos. Kraus, Nachod 14,**
Böhmen.

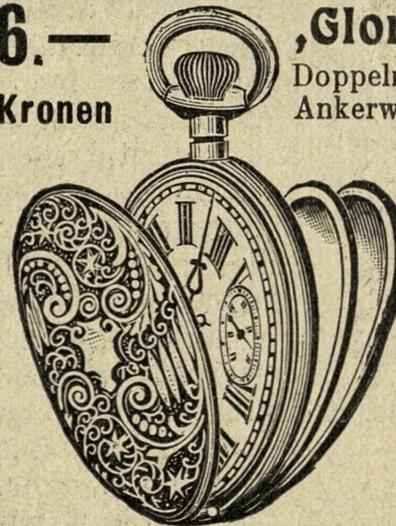
Bitte kostenlos **Muster** jeder Art nur allerbesten Leinenwaren für Haushalt oder Ausstattungen zu verlangen.



Statt 16 Kronen nur 6 Kronen!

Durch billigen Gelegenheitskauf einer großen Uhrenfabrik verkaufe ich meine Original Metall-

**6. —
Kronen**



„Gloria“-Silber-Remontoir-Uhr,

Doppelmantel, 36stünd. vorzügliches Remontoir-Ankerwerk, in Steinen laufend, prachtvoll schönes Gehäuse, drei starke Mäntel, mit Wappen, Pferd-, Hirsch- oder Löwengravierung, solange der Vorrat reicht, um den Spottpreis von 6 Kronen per Stück.

Passende Metall-„Gloria“-Silberkette samt Anhänger 1 K. 3 Jahre schriftliche Garantie. Versand per Nachnahme.

Uhren-Exporthaus

Max Böhnel,

Wien, IV., Margarethenstraße 27/18.

(Warnung! Jede Original „Gloria“ Uhr ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und weise man billigere, schlechtere Nachahmungen zurück.)

Umsonst

kann sich jede Hausfrau wertvolle Gebrauchsgegenstände verschaffen bei regelmäßiger Verwendung der beliebten

Knorr's Makkaroni

Knorr's Haferpräparate

Knorr's Kindernahrungsmittel

Knorr's Suppen

Gutscheine liegen jedem Paket bei und berechtigen zum kostenfreien Bezuge der wertvollen Prämien. Prämienkatalog von den Detaillisten od. direkt von der Fabrik.

C. H. Knorr, Ges. m. b. H., Wels (Ober-Österreich).